

Daheim

mit der Jugendbeilage „Die Arche Noah“



Der Wilderer ♦ Gemälde von G. Boese

.....
Schriftleitung des Daheim in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7b. Verlag der Daheim-Expedition (Velhagen & Klasing)
in Leipzig. Anzeigen-Annahme: Velhagen & Klasing's Anzeigenverwaltung, Abteilung Daheim, Leipzig C 1,
Hospitalstraße 27 ♦ Wöchentlich eine Nummer. Preis monatlich 2 G.-M., Einzelnummer 50 Pf.,
zugl. ortsüblicher Zustellungsgebühren

Jahrelang sehr nervös und blutarm!



„Mit dankbarem Herzen will ich Ihnen sagen, wie glücklich ich durch eine Biomalzkur geworden bin. Ich war jahrelang sehr nervös und blutarm; nachdem ich Ihr Kräftigungsmittel Biomalz mit Lecithin genommen habe, sehe ich die Welt jetzt mit ganz anderen Augen an, sie ist mir neu geworden und das Leben, lebenswert. Ich besitze seitdem ein Kapital von Ruhe, Zufriedenheit, Energie und Gedächtnisschärfe. Biomalz mit Lecithin werde ich weiternehmen und in meinem Bekanntenkreise aufs wärmste empfehlen.“
M. L. in L.

Lebenslust, Kraftgefühl, gesundes, blühendes Aussehen, das kommt vom Biomalz. Biomalz ist ein köstlich mundender und leicht verdaulicher Extrakt aus edlem Gerstenmalz mit einem Zusatz von „glyzerinphosphorsaurem Kalk“, welcher Nerven, Muskeln, Blut und Knochen bilden hilft. Biomalz nährt und stärkt wunderbar. Millionen nehmen das altbewährte, ärztlich empfohlene Biomalz. Tun Sie dasselbe!

Biomalz (für Alle)	Mk. 1.90
Biomalz mit Eisen (zur Stärkung für Blutarme und Bleichsüchtige)	Mk. 2.50
Biomalz mit Kalk extra (zum Knochenaufbau der Kinder und für Lungenleidende)	Mk. 2.50
Biomalz mit Lebertran (vitaminreich, überraschend angenehm im Geschmack)	Mk. 2.50
Biomalz mit Lecithin D.R.P. (enthält das bewährte Nerven-Nährmittel in einer neuartigen patentierten Bindung, die seine gründliche Aufnahme in den Körper verbürgt)	Mk. 5.—

Erhältlich in Apotheken, Drogerien und einschlägigen Geschäften. Angeblich ebenso gute Nachahmungen weist man energisch zurück!

Biomalz-Fabrik Gebr. Patermann, Teltow b. Berlin 91.



Viola Garden
Atelier M. v. Bucovich
F. 8/1

*Noch sind die Tage sonnig
und die Mode wetteifert
mit den kräftigen Farben des Herbstes*

eine kurze Spanne nur und die kühle Jahreszeit tritt ihre Herrschaft an.

Garderobe und Wäsche werden gemustert, Neuanschaffungen erwogen. Mancherlei Erfahrungen wurden gemacht. In der grellen Sonne des Sommers, an der See oder in den Bergen bewies gute Ware ihren wahren Wert. Ein indanthrenfarbiges Gewebe aus Baumwolle, Kunstseide oder Leinen widersteht den schädigenden Einflüssen von Licht und Wetter, denn es ist unübertroffen waschecht, lichteht, wetterecht!

Wohl kostet ein gewöhnlich gefärbter Stoff weniger als ein indanthrenfarbiger, dafür ist dieser aber wegen seiner unübertroffenen Farbechtheit viel länger verwendbar, denn er behält auch bei starker Beanspruchung sein gutes Aussehen. Diese längere Lebensdauer hebt den kleinen Preisunterschied reichlich auf.

Achten Sie darum stets bei Ihren Einkäufen auf das nebenstehende Qualitätszeichen: I-Säule mit Sonne und Regen.



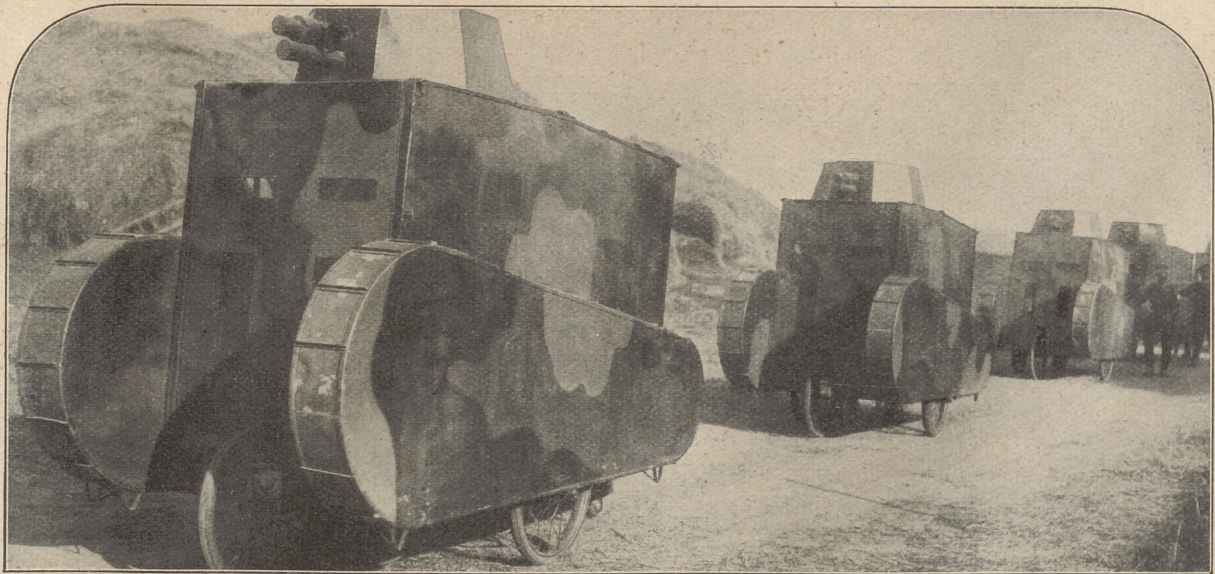
Daheim



64. Jahrgang. Nr. 52

22. September 1928

Aus der Zeit für die Zeit

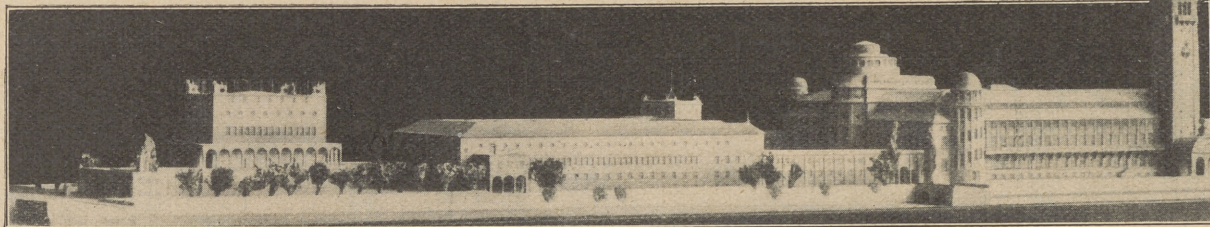


Briands Furcht vor deutschen Rüstungen.

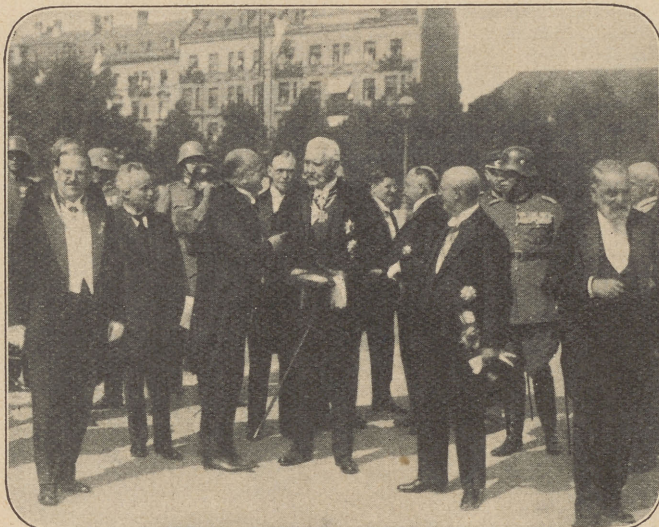
Die „gefährliche“ Reichswehr mit Tank-Alttrappen aus Pappe und Fahrrädern. Die Verwendung wirklicher Tanks verbieten uns die Bestimmungen von Versailles. (Aufnahmen v. Groß und S. Wajsch.)

Nachdruck verboten.

Die feierliche Grundsteinlegung zur Bücherei des Deutschen Museums.



Modell des geplanten Gesamtbaues für das Deutsche Museum in München. (R. Sennede.)



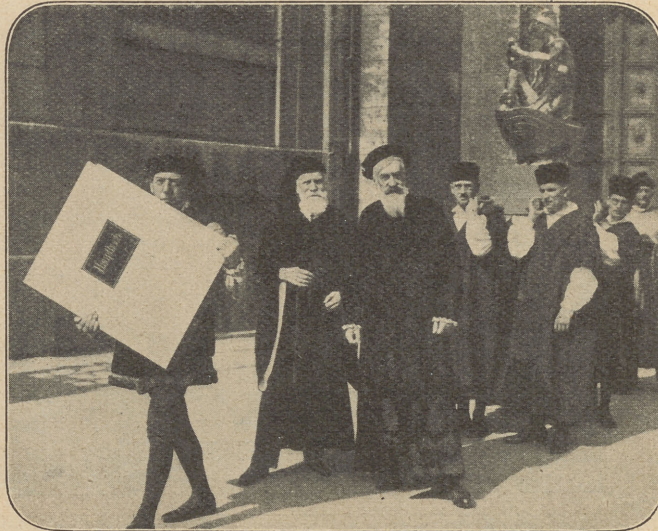
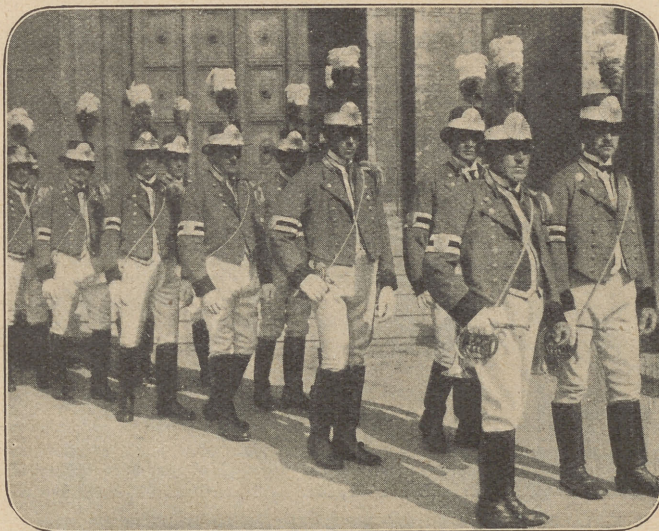
Beim Empfang des Reichspräsidenten.

Von links: Oberbürgermeister Scharnagl, Innenminister Sepering, — Hindenburg, Ministerpräsident Dr. Held, Prof. Ostler von Miller, Präsident des Deutschen Museums. (Atlantic.)



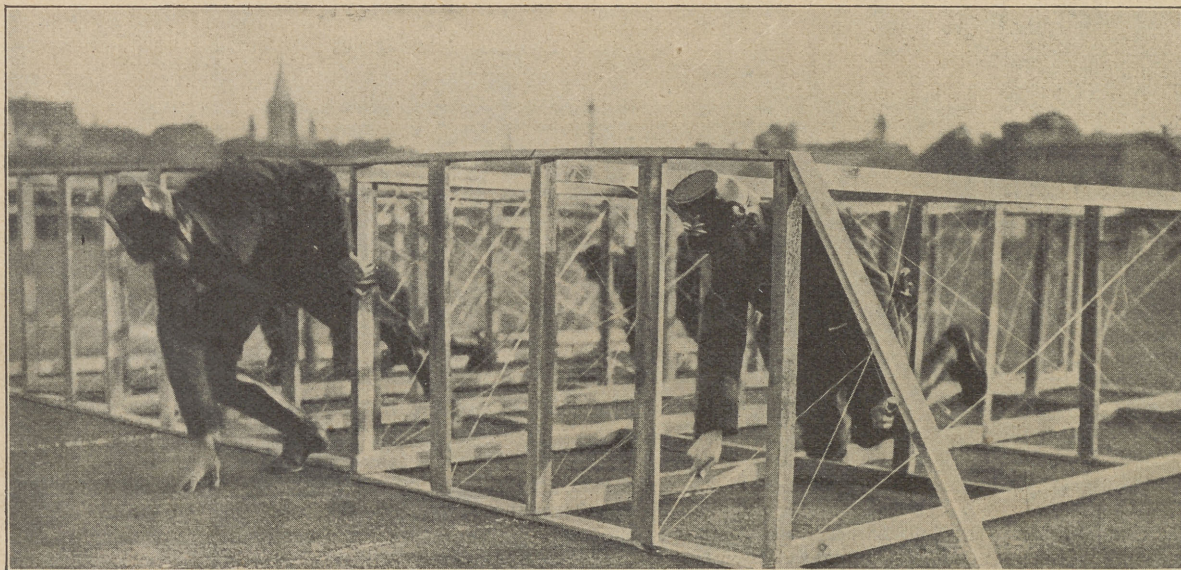
Die Flieger im Festzug.

Eine Gruppe von jungen deutschen Flugzeugführern in voller Ausrüstung mit ihrem Symbol: einem fliegenden Adler.

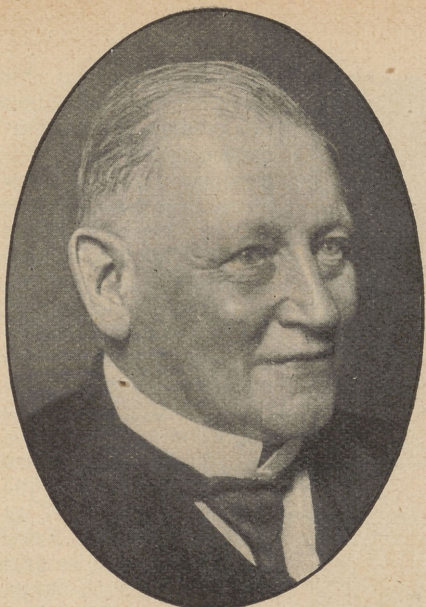


Zwei weitere Gruppen aus dem Festzug.

Links: Bayerische Postkittions in alter Uniform. (Photothet.) Rechts: Alt-münchener Kaufmannschaft. (Presse-Photo.)



Wettlauf durch Drahtverhau bei einem Polizei-Werbesportfest. (S. Wolter.)



Prof. Dr. Albrecht Bend.
Zum 70. Geburtstag des bekannten
Geographen.



Graf von Brodors-Ranau.
Letzte Aufnahme des verstorbenen Staats-
mannes.

Mit der nächsten Nummer,

der Nummer 53, schließen wir unsern 64. Jahrgang. Wir danken unsern alten und neuen Lesern, daß sie uns so bereitwillig folgten und hoffen, daß wir ihnen durch den neuen Jahrgang gleiche reiche Erholung, Zerstreuung und Belehrung bieten werden. Wir beginnen ihn am 6. Oktober mit einem frohen, heiteren Roman von Friede S. Kraze

Frühling im Park.

Unsere reichausgestattete Nr. 1 des neuen Jahrgangs senden wir Freunden gern als Probenummer zu. Bestellungen bitten wir an die nächste Buchhandlung oder, wo eine solche nicht am Platze, an die Daheim-Expedition (Belhagen & Klasing) in Leipzig, Hospitalstraße 27 zu richten.

Der automatische Angestellte.

Eine Betrachtung zur internationalen 6. Büro-Ausstellung Berlin.

Herr Firestone, der es vom Buchhalter zum König der Autoreifen-Industrie Amerikas gebracht hat, sagt in seinem lezenswerten Buch „Mein Kampf um den Erfolg“: „Die erste Frage, die ich immer stelle, wenn ich mich in den Werkstätten oder in den Büros umschaue, lautet: Ist das notwendig? Sehr oft sind Arbeiten überhaupt nicht notwendig, sondern nur Tradition.“ Wir leben in einer Zeit strengster kaufmännischer Rationalisierung. Immer mehr wird Zeit zu Geld. Wer Zeit spart, hat Geld verdient. „Arbeitet schnell, zuverlässig, unermüdlich!“ so lautet die Forderung des modernen kaufmännischen Lebens, und zu ihrer Erfüllung bietet sich die Maschine an.

Je weiter die Mechanisierung im Büro und Betrieb fortschreitet und je enger die verschiedenen Wirtschaftseinheiten sich miteinander verbinden, desto bedeutungsvoller werden die Verlustquellen der Wirtschaft. Die wichtigsten sind Uneinheitlichkeit und Umständlichkeit. Verschiedene kaufmännische und volkswirtschaftliche Körperschaften haben sich daher die Aufgabe gestellt, diese Verlustquellen durch ein planvolles Zusammenwirken aller Beteiligten zu bekämpfen. Auch von den Stadtverwaltungen sind ähnliche Einrichtungen getroffen worden. Der Deutsche Städtetag unterhält in Dortmund eine besondere Beratungsstelle für Rationalisierung der Verwaltungsarbeit, und fast in jeder Stadterwaltung sitzen Sachverständige, die sich mit der gleichen Frage beschäftigen. So hat die Stadtverwaltung München den Aufbau ihres Verwaltungskörpers nach dem Kriege durch einen besonderen Ausschuß beraten und durchführen lassen,

nachdem eine genaue Kontrolle aller Ämter und Betriebe durch eine besondere Revisionsstelle erfolgt war.

Welche Ersparnisse sich machen lassen, mag uns

wieder Herr Firestone sagen, der es ja wissen muß. Er berichtet: „Im Jahre 1921 verringerten wir nach eingehender Untersuchung unserer Verkaufsorganisation die Zahl der Verkaufsbeamten um 75 Prozent.“

Es ist selbstverständlich, daß im Zeitalter der Maschine auf vielen Gebieten die Arbeit der mathematisch genauen Automaten die menschliche Leistung übertrifft. Das zeigt uns unbestreitbar die Internationale 6. Büro-Ausstellung Berlin. Wir sehen es mit bewunderndem Staunen und doch nicht ohne ein leises, fröstelndes Erschrecken. Im Ausstellungskatalog steht zu lesen: „Immer mehr gehen die Bestrebungen dahin, den mechanischen Teil des Rechnens zu vereinfachen, alle Denkarbeit nach Möglichkeit auszuschalten und bei einfacher Handhabung die Schnelligkeit und Sicherheit des Rechnens mit der Maschine zu erhöhen. So finden wir heute bereits eine Reihe von Rechenmaschinen mit elektrischem Antrieb, die nur noch des Einstellens der Rechenaufgabe bedürfen, um diese vollkommen automatisch durchzuführen.“ — Sehr schön. Aber es vermindert einigermaßen die Hochachtung vor den bisher so geschätzten Fähigkeiten menschlichen



Eine kleine Maschine für große Rechnungen. (N. Groß.)



Die Geld-Zählmaschine sortiert, zählt und rollt die Münzen selbsttätig. (R. Sennede.)

Denkens. Und es ist bezeichnend, daß es die Zeit unserer größten wirtschaftlichen, moralischen und geistigen Verwirrung gewesen ist, in der alle diese komplizierten Büromaschinen ihre Stellung in den kaufmännischen Betrieben erobert haben. In der Inflationszeit nämlich, als die ungeheuren Zahlen den Buchhaltungen über den Kopf wuchsen, griff man — als zum letzten Rettungsanker — zu Addiermaschinen, Buchhaltungsmaschinen und Rechenmaschinen für riesige Multiplikationen, Divisionen, Subtraktionen, Zinsberechnungen usw.

Die Büro-Ausstellung zeigt Buchhaltungsmaschinen, die in bank- und kaufmännischen Betrieben Erstaunliches leisten und es ermöglichen, mit wenigen Menschen die ganze Buchhaltung täglich mühelos auf dem laufenden zu erhalten sowie fast zu jeder Stunde die Konten abzuschließen. Daneben gibt es einfachere und billigere Rechenmaschinen, die dem kleinen Geschäftsmann Hilfe leisten wollen. Besondere Erwähnung verdienen die Geld-Zählmaschinen und auch die neuen Kontrollkassen, die längst über ihre ursprüngliche Aufgabe hinausgewachsen sind und zu vielseitigen und zeitparenden Buchhaltungsmaschinen ausgebaut wurden.

Die Ausstellung zeigt klug erdachte Automaten, die durch Kartenlochungen die schwierigste und umfassendste Buchhaltung von Großbetrieben ausführen. Ist bei ihnen die Lochung der Karten unter einziger Mithilfe des Menschen geschehen, so erfolgt jede weitere Bearbeitung, also in erster Reihe die Sortierung in der Folge der Kontonummern und die daran anschließende Verbuchung vollkommen maschinell. Elektrisch betriebene Sortiermaschinen ordnen die Karten mit der zauberhaften Geschwindigkeit von zwanzigtausend Stück in der Stunde nach den gewünschten Begriffen; elektrische Addiermaschinen schreiben die gelöchten Werte in der gewünschten Gruppierung ab bei gleichzeitiger, nach Kontonummern unterteilter Addition der gegebenen Beträge. Die ganze Arbeit vollzieht sich unermüdlich mit einer verblüffenden Schnelligkeit und Genauigkeit.

Unter der Menge von Vervielfältigungs- und



Der rollende Bürostuhl zur Erleichterung und Beschleunigung von Arbeiten an der Kartothek. (S. Basch.)

Abreßmaschinen, die jetzt auf der Berliner Ausstellung vorgeführt werden, befinden sich Abziehapparate, Matrizen-Vervielfältiger, Typendruck, Rotationstypendruck, Metallfolien-Vervielfältiger, photographische Vervielfältiger usw.

Neben den geschwinden elektrischen Schreibmaschinen fällt eine geräuschlose Schreibmaschine angenehm auf.

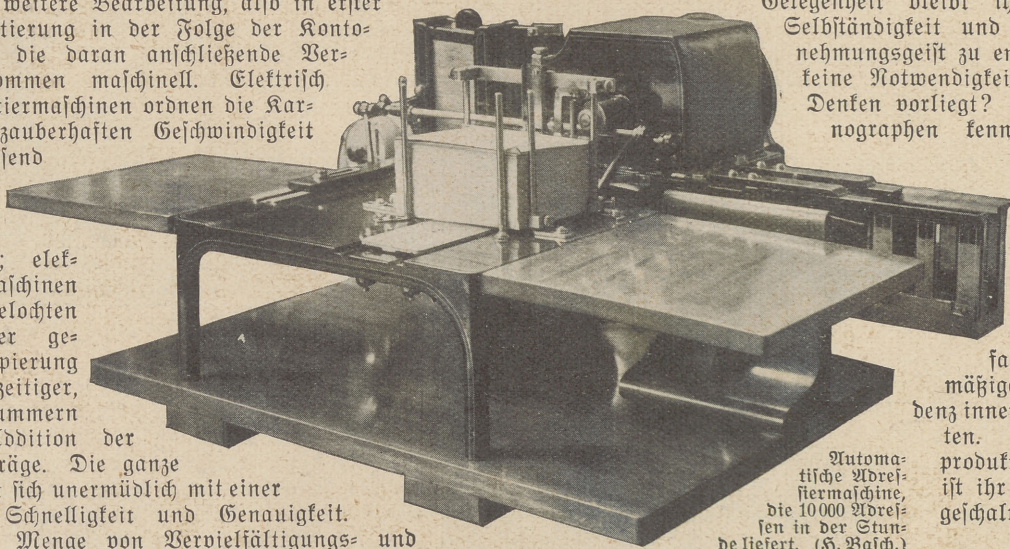
Wie die verschiedenen Büromaschinen, so sind auch die Büromöbel zu Mithelfern des Kaufmanns geworden, sie wurden den Einrichtungen, die an ihnen stattfinden sollen, auf das genaueste angepaßt. Für Schreibmaschinen, Rechenmaschinen, Kartenlochmaschinen, für Mahnkartotheken, für die verschiedenen Buchhaltungsarbeiten und für die Buchungsmaschine gibt es besondere, in allen Teilen betriebswissenschaftlich durchgearbeitete, geräteartige Möbel, besser gesagt: möbelartige Geräte. — Die Mechanisierung der Betriebe schreitet fort. Sie spart an Zeit und spart an Menschen. Es drängt sich dem Laien freilich wieder einmal die Frage auf, wo schließlich neben der Maschine der Mensch bleiben soll? — Nun, er steht an der Maschine, erdenkt und baut Maschinen, die ihm das Denken abnehmen! — „Die Geister, die ich rief . . .“

In einem von D. S. Mardens Büchern findet sich folgende Betrachtung des Mannes, der die Maschine für sich arbeiten und denken läßt; „Er ist selbst nur ein Werkzeug. Welche

Gelegenheit bleibt ihm, um seine Selbständigkeit und seinen Unternehmungsgeist zu entwickeln, wenn keine Notwendigkeit zum eigenen Denken vorliegt? Ich habe Stenographen kennengelernt, die von Natur mit trefflichen Anlagen ausgestattet waren, aber durch den Mangel an geistiger Nahrung bei ihrer

fast maschinenmäßigen Korrespondenz innerlich verkrüppelten. Für eigentlich produktives Schaffen ist ihr Verstand ausgeschaltet.“

F. M. R.



Automatische Adreßiermaschine, die 10 000 Adressen in der Stunde liefert. (S. Basch.)

Sport in Zahlen: Maße, Gewichte und Rekorde.

Der Sport erobert sich von Tag zu Tag mehr das allgemeine Interesse. Auch Kreise, die dem Sport noch ablehnend gegenüberstehen, können es nicht vermeiden an ihrer Peripherie mit ihm in Berührung zu kommen. Der eingeleitete Sportler stolpert dann und wann in eine interessante Nachricht hinein, die sein im Zeitungslesen gewöhntes Auge nicht schon von weitem als Sportnachricht erkannte, und wenn er einmal zu lesen begann, ist es zu spät aufzuhören. Oft steht aber auch der sportfreundlicher fühlende Zeitungsleser vor fremden Begriffen. Wir wollen nicht von dem

Sport-Rauderwelsch reden, das sich auf diesem Gebiete ebenso gebildet hat, wie auf den meisten anderen. Was aber der sportkundige Zeitungsleser wissen mußte, ist manche grundlegende Einteilung.

Was bei den Ruderern ein Achter, ein Vierer, Zweier oder Einer ist, ist nicht schwer zu erfassen, und die Klasseneinteilung der Segler wird einem, wenn man nur die Zahlen und Namen liest und einige Ahnung vom Wassersport hat, wenigstens gefühlsmäßig klar. Sinegen ist schon schwer zu sagen, was etwa ein „Bantam“ ist oder gar ein „Welter“. Man ist dahinter ge-

kommen, daß große und schwere Athleten meist stärker sind als kleinere und leichtere, und man fand im Ringen wie im Boxen, daß es ungerecht wäre, einen Mann von 200 Pfund Gewicht gegen einen von 120 Pfund loszulassen, denn der Kolos wäre von dem Kleinen, und wenn dieser die Kunst vollendet beherrschte, doch nicht zu erschüttern und umgekehrt müßte selbst der tapferste Kleine unter diesem „Übergewicht“ mit der Zeit zusammenbrechen. Deshalb schuf man Gewichtsklassen, und zwar wurde meist eingeteilt in: Fliegengewicht, Bantam-, Feder-, Leicht-, Welter-, Mittel-, Halbschwer- und Schwergewicht. Das ist die Gruppierung der Boxer, die Ringer haben nicht genau die gleichen Klassen, manchmal wird auch die Weltergewichtsklasse als leichtes Mittelgewicht bezeichnet, manchmal wieder die Halbschwergewichtskategorie als schweres Mittelgewicht, im Allgemeinen aber ist diese Einteilung grundlegend. Manche Klassennamen sind unübersetzbar, wie man ja schon aus der Aufzählung ersehen konnte, sie wurden englisch übernommen, obwohl man nach dem Vorbild der Franzosen für „Bantam“ auch Hahngewicht sagt. Was ein Welter ist, weiß man nicht, man weiß nur, daß einer, der über 133 Pfund (genau 66,678 Kilogramm) wiegt, schon keiner mehr ist, sondern bereits ein Mittelgewichtler. Auch die Gewichtsgrenzen der einzelnen Klassen wurden von Englands viel älterem Sportbetriebe übernommen, und so kam es, daß manchmal einige Gramm die in englischen Pfunden festgesetzte Grenze verwirren. So hört man bei 50,802 Kilogramm auf, ein Fliegengewichtler zu sein, bei 53,525 Kilogr. ist die Bantamklasse zu Ende und bei 57,152 Kilogramm das Federgewicht. Leichtgewichtler ist, wer darüber, aber doch nicht mehr als 61,237 Kilogramm schwer ist, die Welterkategorie kennen wir bereits und das Mittelgewicht umfaßt die Boxer von 66,678 bis 72,574 Kilogramm, Halbschwergewicht (auch Leichtschwergewicht) heißt die nächsthöhere Klasse bis 79,378 Kilogramm. Darüber beginnen bereits die ganz großen Gewichte und Einnahmen (soweit es sich um Berufssportler handelt) und auch die ganz große Ungerechtigkeit, denn ob ein Schwergewichtler nun 80 oder 120 Kilogramm wiegt, macht in der Gewichtskategorie keinen Unterschied mehr. Was jenseits der Halbschwergewichtsgrenze horst, ist ein Schwergewicht.

Es ist einleuchtend, daß nicht „totes Gewicht“ Vorteile gegenüber leichteren Gegnern verleiht, sondern daß der Athlet in seiner besten Form, das heißt ohne unnötiges Gewicht sein muß. Muskeln, Knochen, Sehnen, das darf er haben, aber nicht Fett und wabliges Fleisch. Kampf-Gewicht nennt man das sehr bezeichnend, das ist eben die Verfassung, in der der Kämpfer sein Bestes bieten kann, in der er sich am wohlsten fühlt. Schon die alten Griechen kannten das sehr gut, wenn sie auch keine Gewichtsklassen kannten. Wir brauchen uns im übrigen

auf unsere Einteilung nicht viel einzubilden, denn während wir bei Ringern und Boxern sehr genau einteilen, machen wir beispielsweise bei einem Hochspringer gar keinen Unterschied. Wir sagen Meier, der 1,85 Meter groß ist, habe mit einem Sprung von 1,78 Meter Hühnchen „geschlagen“, obwohl Hühnchen nur 1,60 Meter mißt und doch 1,75 Meter übersprang, also zweifellos eine weit größere Leistung fertigbrachte als sein „Besieger“ Meier.

Man kann nicht alles nach Klassen ordnen und allen eine ganz gleiche Chance geben, sonst siedelte der Sportwettkampf vom grünen Rasen in die Logarithmentafeln über.

Sehr oft stutzt der Zeitungsleser, wenn da etwa steht „... der Marathonsieger legte die 42,195 Meter lange Strecke in 2:54:18,4 zurück ...“. Das heißt aber nichts weiter, als daß ein moderner Nachahmer des antiken Boten von Marathon 2 Stunden 54 Minuten und 18,4 Sekunden gelaufen ist. Die Marathondistanz ist nach der historischen Strecke Marathon-Athen bestimmt, doch behaupten neuerdings amerikanische Forscher, daß ein Irrtum vorliege und die Distanz nur 36,5 Kilometer betrage. Dann hätten Tausende armer Läufer der Neuzeit Hunderttausende Kilometer mehr geschuftet als ihre „historische Pflicht“ gewesen wäre.

Früher waren alle Lauf-Wettbewerbe, wie überhaupt alle Sportmaße englisch gemessen, also etwa 100 Yards, 220 Yards, 440,880 Yards, weil das eben eine halbe, Viertel-Meile oder ein Furlong (Achtelmeile) war. Die englische Meile beträgt etwas über 1609 Meter. Jetzt gilt auch als internationales Sportmaß das Meter und das Kilogramm, dennoch wiegt beispielsweise eine Kugel, wie sie Hirschfeld zum Weltrekord stieß, 15 engl. Pfunde und sie ist noch nicht nach Kilogramm neugebildet, da das die ganze Rekord-Tradition umwerfen würde. Jahrzehnte bestand sogar der Unfug, daß es nicht nur Rekorde für Yards- und Meterstrecken gab, sondern daß unter anderem neben einem Weltrekord über 440 Yards (zirka 402,3 Meter) von 47,4 Sekunden einer über 400 Meter von 48 und in letzter Zeit 47,6 Sekunden bestand, obwohl natürlich der Rekordmann über die Viertelmeile die 400 Meter schneller durchgemessen haben muß, da seine Zeit über die längere Strecke ja noch besser ist als die „Bestzeit“ für die kürzere. Aber erst seit 1927 besteht der Brauch, in solchem Falle den Rekord über die längere Strecke auch für die kürzere gelten zu lassen. Man sieht, auch der so moderne Sport ist in Gesetz und Brauch reichlich konservativ, und er wird natürlich, je länger er besteht, um so konservativer werden, weil seine Regeln immer tiefer im Bewußtsein verankert werden. Andererseits gab und gibt es auf sportlichem Gebiete fortgesetzt Reformen, die Entwicklung steht nicht still und nach Jahrzehnten ist das Bild für den sporthistorisch gebildeten Beschauer stark verändert. Dr. Fritz Kämmer.

Fischnamen als Familiennamen.

Neben den Namen warmblütiger Tiere, die als Familiennamen in deutschen Landen allbekannt sind (z. B. Wolf, Fuchs, Bär — von Behr —, Hase, Hahn, Habicht, Fink, Nachtigal, die Gänse zu Püllis u.w.), gibt es auch viele Fischnamen als Familiennamen. Namen wie Hering, Hecht, Stör, Wels sind ohne weiteres jedem verständlich, aber wer denkt, wenn er Namen wie Scherl, Dibelius, Vorfig hört, an einen Fisch als den Paten dieser Familie? Wie andere Tiernamen geht auch die Verwendung von Fischnamen auf sehr frühe Zeiten zurück. Uralt Dynastengeschlechter wie die Salm und die Solms, deren Stammväter auf lachsbevölkerte Flüsse herabschauen, Kriegermänner, Dichter, Gelehrte und andere aus der Kulturentwicklung unsers Volkes aufragende Persönlichkeiten wie Kleist, Schill, Geibel, Treitschke tragen Fischnamen. Oder, um einige der Lebenden zu nennen: Ricarda Huch, Käthe Dorsch, Gustav Meyrink gehören dem feuchten Element an, Max Kreker und die Großindustriellen Vorfig und Röckling tragen Namen des allbekannten Barschs. Man braucht nur das Inhaltsverzeichnis des Bandes „Fische“ von Brehms Tierleben durchzulesen, um Duzende von mehr oder weniger bekannten Familiennamen zu finden. Selbstverständlich ist die Herkunft der Familiennamen von Fischnamen nicht überall mit gleicher Sicherheit festzustellen. So kann Stöder der Name einer Makrele sein, es kann aber auch den Stämmeler bedeuten (vgl. Stahmer), und Stalling kann den Mann bedeuten, der am friesischen Gericht einen Stuhl hat, es kann aber auch ein landschaftlicher Name der Wäse sein; denn die landschaftlichen Bezeichnungen unserer Fische sind zahllos, und nur über ganz wenige, meist die größten oder schmackhaftesten, hat man sich mit der Zeit auf einen oder zwei Namen geeinigt.

Zu diesen gehören außer dem Lachs (lat. Salmo, daher

Von Dr. Hermann von Staden.

Salm) der Karpfen (engl. Carp, franz. Carpe, im Rumänischen Carp: ein bekannter, deutschfreundlicher Staatsmann), der Hecht, auch Schnöck oder Schnock (in Holland Snuck) genannt, und die Bachforelle. Letztere (franz. Forel: Name eines bekannten Schweizer Psychiaters) heißt im Oberdeutschen Zersch, daher die Familiennamen Zersch, Zerschel, Zersch u. a. m. Ich lasse eine Reihe von Fischarten folgen, wobei ich den bekanntesten, die bezeichnenden Namen voransetze und dann diejenigen landschaftlichen Bezeichnungen anreihe, die mir als Familiennamen begegnet sind.

(Rohrkarpfen): Aland, Hessel, Risp, Kälpe, Göse, Geese, Gäse, Giese, Giesen, Rodde, Rotten, Döbler, Gentling; (Rottkarpfen): Scharl, Scherl, Sarf, Solf; Döbel: Döbel, Dibel (Dibelius), Dover, Dohert, Kühling, Allen, Alse, Elsen, Schnott, Schuppert, Schudert, Schuppling, Miene, Möne, Möhn; Plöke: Plök, Bleier, Schwal, Schwalen; Karausche: Koratsch, Guratsch, Gareis, Giebel, Geibel, Breitling; Wels: Waller, Weller, Schade, Schad, Schaid, Schaiden, Scharn, Schorn; Heßling: Häsel, Rösling, Fäsen, Faas, Schmerling, Paas; Gründling: Grundel, Gringel, Grimpe, Gripe, Greßling, Kresse; Elritze: Brill, Brill, Brüll, Brull, Pfell, Grümpel, Riedling, Piere, Pierling, Spirling, Ellerting, Ellring, Wettling; Schleie: Schlie, Liewe, Liebe; Nase, eine süddeutsche Schleienart: Näsling, Spehling, Speier, Eßling, Schnabel, Schnappel; Blei: Lesh, Lösch, dem Blei passierte es, daß ein Träger dieses Namens sich im 16. Jahrhundert in Plumbum (Blei als Metall) latinisieren ließ; als nun ein Nachkomme von ihm nach Niederdeutschland aufs Land verzogen und dort „Plummboom“ genannt wurde, geriet er durch die Feder eines korrekt hochdeutschen Pfarrers als „Pflaumbaum“ ins Kirchenbuch; (Pleinzen): Plenz,

Zope, Schwope, Schwuppe, Schweppe, Spizer; B l i c k: Bleck, Bleck, Blech, Geister, Geist, Scheiber, Schiebler, Gieben, Pletten; (R a u b k a r p f e n): Rapfen, Rappe, Raap, Schied, Schütt, Schid; L a u b e: Schiedling, Mairente, Meyrink; Weißfisch, Zwiebelfisch: Udelei, Witung, Albe, Alwe, Almt, Alms, Blinks, Plinte. Unter den Stachel-flossern ist zuerst der Barsch zu nennen, dessen zahl-reiche Bezeichnungen als Familiennamen wiederkehren: Bars, Baars, Barsig, Bors, Borsig, Barche, Barske, Barsche, Bärtsling, Pirsching, Kräker, Schrag, Rechling, Röchling usw.;

auch Kaulbars gehört zu dieser Gattung, und ein Donau-barsch heißt auch Ströber, Streber und Zint; nahe verwandt ist der Zander: Sander, Schiel, Schill; auch die G r o p p e, Kroppe, Kropp, der Har der (in Küstengewässern) und der St i c h l i n g, Stieher, Stederling, gehören hierher. Von den Weichflossern seien erwähnt der (K a b e l j a u) und sein Ge-schlecht: Dorsch, Pomuchel, Wittling, Kummel, Kümmer; die (Q u a p p e): Trütsche, Ruthe, Kuppe, Treutsche, Treische, Treitsche, und unter den Plattfischen die S c h o l l e: Scholl, Butt, und der (G l a t t b u t t): Viered, Kleist, Brill, Brüll.

Ein Gruß zum 50. Geburtstage D. Rudolf Schäfers. Von Gerhard Kropatschek.

(Mit vier Abbildungen aus Werken des Verlags Gustav Schloßmann, Leipzig.)

Am 16. September d. Js. beging Rudolf Schäfer seinen 50. Geburtstag. Wirklich erst so alt? So könnte mancher fragen, der die reiche Fülle der Veröffentlichungen dieses Meisters kennt.

1921 traf ich Rudolf Schäfer in der Kirche zu Soltau, auf hohem Gerüst, eifrig an seinem monumentalen Gemälde, das als Kriegerdenkmal wohl einzig in seiner Art da steht, schaf-fend. Die Überraschung war zunächst groß, weil ich an-nahm, einen würdigen Mei-ster im Vollbarte, wie Eduard von Gebhardt, als dessen Schüler ich Schäfer ansah, zu treffen. Statt dessen fand ich einen jugend-frischen, bartlosen Künstler in den besten Jahren. Gar bald verband uns gemein-same Liebe zur lutherischen Kirche mit all ihren Schätzen in Bibel, Gebetbuch und Katechismus, ihren Gottes-diensten und ihrer Kunst. Schäfer selbst schreibt ein-mal: „Meine Lehrmeister sind immer wieder unsere alten deutschen Maler, be-sonders Albrecht Dürer. Was ich sonst auch künstle-riisch geworden bin, ver-danke ich dem gut-lutheri-schen christlichen Geiste mei-nes Elternhauses. Möchte doch jedem Deutschen ein solches Vaterhaus beschieden sein, das er wiederum sei-nen Kindern von neuem zu gestalten sich bemüht. So wäre uns bald geholfen und über der Liebe zum irdi-schen Vaterland würde die Liebe zum himmlischen recht erwachen, wo alle Schönheit und Vollkommenheit zu Hause ist.“ Mit diesem Selbstbekenntnis offenbart Schäfer uns das Geheimnis seiner Kunst, das Geheim-nis auch seines Erfolges. Er ist ein Lieblingsmaler des deutschen christlichen Hauses geworden. Der Vergleich mit Ludwig Richter liegt nahe. Ein so fein empfindender Schriftsteller, wie Hermann Dejer, war zunächst ganz be-geistert, als ihm 1911 eine Bildermappe, Schäfers „Frau Musica“ vorgelegt wurde. Als er dann aber dessen Bilder zum „Wandsbeder Boten“ kennen lernte, glaubte er, Schäfers Kunst mit den Worten abtun zu müssen: „Sie ist mir zu hart. Ich liebe Ludwig Richter so sehr, daß ich mit diesen Linien nichts anfangen kann, die so grob und derb gezogen sind.“ Unsere Leser haben in dieser Nummer Ge-legenheit, die Wahrheit dieses Ausspruches selbst nachzu-prüfen. Das wundersam-liebliche Titelbild von Ludwig Richters Hand, das uns, die wir das Daheim schon von Jugend an kennen, schon im Vaterhause lieb und vertraut wurde, kann in seiner Innigkeit und Zartheit mit der Kraft der schwarz-weißen Kunst Schäfers, z. B. in den hier wieder-gegebenen Bildern zum „Wandsbeder Boten“ verglichen werden. Einen Nachbeter Richters können wir Schäfer ebenso-wenig nennen, wie er etwa schlechthin ein Schüler Gebhardts, Uhdes und anderer Meister ist.

Im lutherischen Pfarrhaus zu Altona groß geworden, wo sein Vater dem Diaconissenhause vorstand, hatte er schon als Kind Gelegenheit, das Spiegeln der Lichter in der Elbe, das Blühen der Heide, das Leben in Geist und Moor in sich aufzunehmen. Das Altonaer Gymnasium besuchte er nicht zu

Ende. Sein Vater war großzügig genug, dem Jüngling die Bahn zu selbständigem Schaffen als Künstler nicht zu ver-schließen. Nach akademischem Studium in München, wo er auch an frohem studentischem Treiben sich gern beteiligte, ging er nach Düsseldorf, um dort in erster Linie bei Eduard von Gebhardt Anschluß zu finden. Der Altmeister wurde dem jün-geren Künstler ein väterlicher Freund und hat kurz vor seinem

Tode den Wunsch geäußert, daß Schäfer als sein Erbe im christlichen Hause wieder gute, christliche Kunst hei-misch machen möchte.

Kernige, echt nord-deutsche Herbsheit verbindet sich bei Schäfer mit schwä-bischer Innigkeit von Mut-terseite her. Man spürt bei jedem Bilde, wie seine Seele und sein Gemüt voller In-nerlichkeit und ernster Frömmigkeit mitschwingt.

Das Jahr 1911 bringt ihm die mitfühlende Lebens-genossin. Er kann in Rothen-burg sein geliebtes „Knu-sperhäuschen“ beziehen, von dem die Rothenburger schon 1911 behaupteten, es müsse bald einfallen. In beschau-licher Enge hat er sich dies Häuschen ganz nach seinem Geschmacke ausbauen kön-nen. Erst seit kurzem zwang ihn die wachsende Familie, ein Atelier außerhalb des Hauses zu suchen.

Der Weltkrieg rief auch ihn an die Front. Er wurde fr. geschrien. „Kunstver-ständig“ hätte man bei ihm wohl die beiden Buchstaben übersehen müssen. Sein künstlerisches Schaffen ruhte aber während des Krieges nicht. Einige Bildmappen zeugen davon, wie Schäfer von der großen, schicksal-schweren Zeit Deutschlands aufs tiefste mitgeriffen war.

Die mancherlei Gaben Schäfers an das deutsche Volk hatten seinen Namen immer mehr bekannt gemacht. Nach an-fänglicher Ablehnung — man warf ihm sogar vor, daß durch seine Bilder die Person des Heilandes geradezu in den Staub gezogen werde — wurde er bald Lieblingsgast in vielen christ-lichen Häusern. Neben Bildermappen eroberten sich insbe-sondere zum 300jährigen Geburtstage Paul Gerhards erschie-nene Bilder zu dessen Liedern, Bilder zu Matthias Claudius (1910), dessen kindlich-fromme Art ihm besonders nahe ver-wandt war, und Bilder zu ausgewählten deutschen Volksliedern „Rose und Rosmarin“ einen seltenen Platz im Herzen der deut-schen Familie. Das von zarter Poesie durchtutete Bild „Ein Wiegenlied bei Mondenschein“, spiegelt schon einen Abglanz des jungen Mutterglückes wider, das er selbst in seinem Hause erleben durfte.

1917 wurde ihm aus Anlaß des Reformations-Jubiläums von der Kieler Theologischen Fakultät der Ehrentitel eines Doktors der Theologie verliehen. Man hatte erkannt, daß er mit Hilfe seiner Kunst unserem deutschen Volke Gottes Wort und Luthers Lehre näherbrachte und sich hier eine größere Kanzel, als sie irgendein Pastor haben konnte, geschaffen hatte. Auch der Professorentitel war ihm ehrenhalber schon verliehen. Aber schlicht und einfach blieb er in seinem Wesen, unbe-kümmert um äußere Anerkennung. Er hat sich bisher noch nicht entschließen können, seine Bilder zu einer größeren öffent-



o schlafe nun, du Kleinel!
Was weinst du?
Sanft ist im Mondenscheine
Und süß die Ruh!



Der schwere Gang. Nach einem Gemälde Rudolf Schäfers in der Kirche des Flensburger Diakonissenhauses.

lichen Ausstellung herzugeben. Erst dringende Bitten haben ihn veranlaßt, jetzt in Hamburg eine ganz kleine Auswahl seiner Originale öffentlich darzubieten. „Wer mich näher kennenlernen will, mag nach Rothenburg kommen.“ Und man wird warm in seinem Knusperhäuschen. Wie weiß er dort dem Besucher seine Zeichnungen zu der Heiligen Schrift zu erläutern! Wie spürt man aber auch den Ernst, mit dem er sich in die Heilige Schrift vertieft als ein wahrer Gottesgelehrter!

Eine Überraschung bedeutete es für viele Freunde Schäferscher Kunst, daß er nach dem Kriege immer mehr mit monumentalen, farbigen Gemälden hervortrat. Schon vor dem Kriege liegen die ersten Anfänge. W. Steinhäuser ermunterte den jungen Freund zu farbigem Schaffen durch die kurze Bemerkung: „Ihre Zeichnungen haben doch so etwas ungemein Farbigen.“ In der Tat sind vielen Zeichnungen Schäfers farbige Skizzen vorangegangen. Es war also kein Bruch, wie manche besorgte Freunde des Künstlers meinten, die ihn einseitig auf die Schwarz-Weiß-Kunst festlegen wollten, wenn Schäfer 1912 zuerst in seinem Wohnorte mit dem Ausmalen der Diakonissenkirche begann. Der feinsinnige Freund Schäfers, Stadtpfarrer Konrad Mack in Wangen im Allgäu, hat die Kirchengemälde Schäfers 1924 in einem Werke „Am Ort, da Gottes Ehre wohnt“, zusammengefaßt. Neuere Schöpfungen werden demnächst vom Erlanger Professor Preuß unter dem Titel: „Das ist das Licht der Höhe“

herauskommen (Verlag Gust. Schloßmann, Leipzig). Wir können hier auf Schäfers monumentale Gemälde nicht ausführlicher eingehen. Jedoch sind Preuß und Mack, dieser besonders in seinem Lebensbilde Rudolf Schäfers, das auch in einer Volksausgabe zum 50. Geburtstag weitesten Kreisen zugänglich gemacht ist, uns Wegweiser zu diesen Schätzen des Meisters. Das Nachtbild aus der kleinen Stadt unter

dem Titel „Der schwere Gang“ aus der Kirche des Flensburger Diakonissenhauses ist eine der jüngsten Schöpfungen Schäfers.

Auch hier wieder Landschaft und Gestalten uns Deutschen nahegebracht; auch hier wieder der lichte Vordergrund, der sich von dem Dunkel der Nacht so plastisch abhebt: Bethlehems Stall ins deutsche Bauernhaus verlegt!

Schwere Krankheit hat Schäfer, wie schon früher, so auch in diesem Frühjahr, bis nahe an des Grabes Tür gebracht. Seit kurzem aber darf er wieder schaffen. Nach Bibel und Gesangbuch soll jetzt zum Katechismus-Jubiläum 1929 das dritte große Gut der lutherischen Kirche als Hausbuch mit Bildern versehen werden; Luthers Katechismus! Damit würde ein Wunsch, den schon Luther ausgesprochen hat, von Schäfer erfüllt.

Unsere Zeit spricht viel von Kunsterziehung in Haus und Schule. Schäfer ist für uns auf diesem Gebiete ein Wegweiser geworden. In einem Vortrage, den er über das Thema „Christliche Kunst und Erziehung“ auf der Haupttagung des Allgemeinen Ev.-luth. Schulvereins 1925 gehalten hat, bringt er hochwertige Gedankengänge. Sein Angelpunkt ist der Satz: „Christliche Erziehung und christliche Kunst gehen im letzten auf dasselbe Ziel: auf die Seligkeit der Seele. Es ist nicht einerlei, in was für einen Kirchenraum wir in unseren Kindertagen gesessen haben, was für Lieder wir in unserer Kinderzeit gehört haben, ob und was für Bilder viel-

leicht im Bohnzimmer des Elternhauses gehangen haben.“ Höchste Fragen der Pädagogik und der Kunst werden so von ihm in ihrem Tiefsten erfasst. Nur schwer hat sich Schäfer entschlossen, die Erlaubnis zum Drucken dieses Vortrages zu geben. „Das Schriftstellern liegt mir nicht“, so schreibt er mir, aber seine Hörer sind immer wieder dankbar für das, was er ihnen bietet.

50 Jahre!



Wenn alle Brunnlein fließen.



Der Frühling.

„Ich glaube, wir leben in einer sehnächtigen Zeit.“ so äußert er sich einmal, „ich will singen und hoffen, daß sie in unserem Herzen nicht erfroren ist, die Sehnsucht nach dem Ziel, von dem wir den Blick nicht abwenden wollen, aber dabei auch immer im Auge behalten das Wort: Schlecht und recht, das behüte mich: denn ich harre dein.“ Das ist eins der Lieblingsworte aus der Heiligen Schrift, das er gern auf sich anwendet. Wir grüßen Meister Schäfer zum 50. Geburtstage von Herzen. Die immer größer werdende Schäfer-Gemeinde darf

noch viel von ihm erwarten, wenn ihm Gesundheit beschert bleibt. Er ist ein Ganzer! Ganz packt er seine Aufgabe an im künstlerischen und christlichen Sinne. Unsere Zeit lebt schnell, allzu schnell, sie will mehr leben als lesen; ihr redet das Bild eine eindringlichere Sprache als das geschriebene oder gedruckte Wort. So sind die Aufgaben der darstellenden Künstler wichtiger geworden, namentlich für die Jugend. Der Künstler kann wirken — und Meister Schäfer wirkt. Sei dies Wirken ein Segen für das deutsche Volk! —

Berufsberatung des Dahn

Der Innenarchitekt und die Innenarchitektin.

Die Innenarchitektur verlangt neben soliden, technischen Kenntnissen ein großes Maß der Erfindungsgabe, Farben- und Formensinn und rein schöpferische Begabung. Das Studium wird sich je nach Ausdeutung dieses Faches, ob es sich auf die Architektur schlechthin, auf Bauentwürfe, Umbauten usw. oder auf die reine Innenausstattung bezieht, in der Anstaltswahl, Dauer, Praxis und auch in den Kosten unterscheiden. Man wird entweder eine der vielen Fach- oder Baugewerkschulen benutzen, um sich die technischen und wissenschaftlichen Kenntnisse wie Statik, Mathematik, Licht- und Wärmeberechnungen, Akustik, das Gesetzeswesen der Baupolizei, Patentwesen, Betriebswissenschaft usw. anzueignen oder eine technische Hochschule besuchen, deren Absolvierung den Dr.-Ing. ermöglicht. Dies ist kein leichter Beruf, eine Unmenge von Spezialkenntnissen gehören dazu, die eine gewisse praktische, technische Veranlagung erheischen. Der fortgesetzte Umgang mit Handwerkern, Geschäften und Angestellten, die Verantwortlichkeit dem eigenen Werk und dem Bauherrn gegenüber, verlangen, um Preistreibereien, schlechtes Material und minderwertige Arbeit zu vermeiden, eine genaue und umfangreiche Kenntnis der Spezialgebiete, wie Schreinerei, Dekorationsmalerei und Tapeziererei, Polsterei, Fußbodenbelag, Ventilation, Beleuchtungswesen usw. sie heischen. Um allen pekuniären Mißhelligkeiten aus dem Wege zu gehen, bedarf es gründlicher Kenntnis des gesamten Lohnwesens. Der rein technischen Fachschulung schließt sich vorteilhaft und gewöhnlich der Besuch einer Kunstgewerbeschule oder Kunstakademie an, die fast alle eine spezielle Architektur und Innendekorationsklasse haben, wie z. B. Wien, München, Hamburg, Düsseldorf usw. Große kunsthandwerkliche Spezialschulen sind das modern eingestellte staatliche Bauhaus in Dessau, das nach Absolvierung ein Diplom verleiht, und die Reimannschule in Berlin. Die Aufnahmebedingungen tragen als erste Forderung bereits stattgehabte technische Schulung, das Abschlußexamen einer Baugewerkschule oder das Vorexamen einer technischen Hochschule, außerdem Begabung und Fleiß. Meist wird ein Probehalbjahr verlangt, dem eine Mindestausbildung von 2 bis 3 Jahren folgen muß, bei jährlichen Schulgeldkosten von 150 bis 200 Mark. Die letzte zeitliche Entscheidung wird das Können treffen. Die Ausbildung geschieht durch praktische Arbeit in den einzelnen Werkstätten der Schreinerei, Töpferei, Weberei und in der Metallabteilung, in Entwurf und Ausführung; sie erlangt aus der allerersten primitiven Gestaltung und dem langsamen, stetigen Hineinwachsen in die Materie das Gefühl für die Form ohne alle Manieriertheit, ohne alle Auswüchse und Spielerei. Sie lernt in der Schreinerei neben der speziellen Möbelmodellarbeit, neben den verschiedenen Arten der Holzbehandlung (Streichen, Spachteln, Polieren, Schleifack usw.), neben der Kenntnis aller Maschinen, die Schönheit der Sachlichkeit und Einfachheit der Arbeiten, lernt in der Töpferei die Herstellung einfacher Gebrauchsgeschirre und kunstvoller, farbvollendeter Gefäße aus Ton, ihre Glasierung und Bemalung, lernt Stoffe, Teppiche und Tapissereien weben von der Behandlung des Rohgarnes an bis zum fertigen Stück; sie läßt in der Metallabteilung aus Gold und Silber, Aluminium und Zinn, aus Kupfer und Messing Lampen, Gefäße, Geschirre und Zierdinge entstehen und wächst auf und hinein ins Schaffen mit dem Bewußtsein, daß der Adel des Materials, der mit dem

Adel der Form und Farbe harmoniert, die Schönheit des Werkes bedingt. Eine Spezialklasse für Wand- und Bodenbelag macht mit den verschiedenen Techniken (Parkett, Mosaik, Linoleum, Holzbekleidung, Bepannung und Bemalung) vertraut, und zahlreiche theoretische Fächer lehren in Parallelen Preise und Sorten, Haltbarkeit und Wärme des Materials. Außerdem sind ständige Vorträge über das Wesen der Farbe, vor allem über die Farbe als physischen Faktor oder als Tonwert, über die Anwendung der Beleuchtung, ob Tageslicht, gemischte oder unsichtbare Lichtquellen, über Stilkunde, Kunstgeschichte und das Wesen der Formen im Raum und der Ebene.

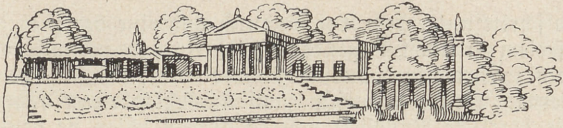
Und doch genügen alle diese Kenntnisse nicht. Das letzte Können liegt wie bei jedem anderen schöpferischen Beruf im eigenen Ich, aus dessen Ideenwelt die Dinge und ihr Verhältnis zum Raum erstehen. Die Frau ist besonders prädestiniert zur Gestaltung des Heims vor allem durch ihr feines Einfühlungsvermögen in die Wesenheit eines andern; sie wird nicht nur Raumkompositionen ihres Geschmacks, ihrer Erfindung schaffen, sondern intuitiv den Raum dem Wesen ihres Auftraggebers anpassen und ihm von vornherein die Atmosphäre seines Besitzers verleihen. Denn die Gestaltung des Raumes ist im kleinen die Gestaltung des Daseins, seine Beherrschung, Formung und Deutung.

Die rein praktische Ausübung des Berufes wird sich erstrecken auf ein selbständiges Wirken auf den Gebieten der Innenarchitektur, die Bau und Umbau, Einrichtung und Auszierung kleiner Landhäuser und einzelner Räume ausführt. Begehrt sind Entwurfs-Mitarbeiterinnen großer Fabriken der Möbel-, Porzellan-, Wohnungstextil-, Tapeten- und Teppichindustrie. Pädagogisch begabten Architekten bleibt die Lehrtätigkeit an einer der vielen Kunstschulen, interessant und gleichzeitig besonders lukrativ wird die Mitarbeit beim Film, die Gestaltung kleiner, moderner Läden, Pavillons und Ausstellungsräume sein.

J. Behm.

Der Schauspielerberuf

ist seit Jahren ein von der Jugend besonders erhsehnter Beruf, scheint er doch wie kein anderer die Eitelkeit zu befriedigen. Die wenigsten, die zu der Bühnenlaufbahn drängen, ahnen ja etwas von den Enttäuschungen, den schweren Lebensbedingungen und der harten Arbeit, die ihrer wartet. Um so wichtiger ist eine Warnung weitesten Kreisen bekannt zu machen, die vom Kartell deutscher Bühnenangehöriger ausgeht. Nach Berichten über die wirtschaftliche Lage der Theater in Deutschland, Österreich, der Tschechoslowakei und der Schweiz wurde festgestellt, daß der Zulauf zum Theaterberuf in immer größerem Umfange erfolgt, während die Möglichkeit, Bühnengestellte im Theaterbetrieb unterzubringen, immer geringer wird. Es ist völlig ausgeschlossen, daß die vielen Anfänger bei den Theaterunternehmungen untergebracht werden können. Diese Umstände veranlassen den Kartellverband, an alle Eltern, an die Lehrkörper aller Schulen und an die Berufsberatungsstellen die dringende Bitte zu richten, alle Jugendlichen auf das eindringlichste vor der Ergreifung des Theaterberufes zu warnen und darauf hinzuweisen, daß ein großer Prozentsatz der sich zum Bühnenberuf drängenden Personen notwendig der Verelendung anheimfallen muß.



Charlottenhof

Roman von Ilse Leutz

11.

Im Park hatte Annemone das Glück gehabt, ein ganzes Rudel Rotwild mit dem geweihten Hirsch zwischen knorrigen Fichtenstämmen über den dicht verschneiten Weg ziehen zu sehen. Die Tiere waren jetzt, im Winter, ganz zahm, wußten genau, daß sie im nahen Wildpark von Menschenhand mit Heu und Kastanien gefüttert wurden!

Jetzt stand sie auf der Teufelsbrücke, die sich über den neu ausgehobenen, tiefen Terrassengraben zur Entwässerung des Bornstedter Sees spannte.

Schellenklang läutete silbern durch die stille Luft.

Annemone horchte auf und versuchte unwillkürlich herauszuhören, ob der Schlitten die Kreischausee oder die nach dem Lindstedter Schloßchen führende Landstraße herunterkam. Da sah sie das Gefährt schon unten, an der Kreuzung der beiden Wege, um das Denkmal aus mächtigen Granitfindlingen biegen.

Sie wollte in den Hintergrund treten, — doch es war schon zu spät. Gräfin Giulias scharfe Augen hatten das junge Mädchen auf der Brücke bereits bemerkt und erkannt.

Als es nicht Miene machte näherzukommen, sondern den Gruß nur ziemlich kühl aus der Entfernung erwiderte, stieg die Gräfin aus und kam heran, so daß die Jüngere ihr entgegengehen mußte. Am Fuß der Brücke trafen beide Damen einander. Giulia Lucchesini küßte Annemone mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres südlichen Naturells. „Welch netter Zufall, meine Liebe! Ich bin auf dem Wege nach Uhlenfelde, müssen Sie wissen! Meine beiden —“ sie deutete mit dem Kopf leicht nach dem Schlitten zurück, in dessen Fond Ettore, ein auffallend schöner, junger Mensch von neunzehn Jahren und sein in Pelze eingemummeltes, zierliches Schwesterchen saßen, — sind dort ja beinahe mehr „zu Hause“, als in Lindstedt!“

Lindstedt —, für Annemone knüpften sich trübe Vorstellungen an dieses Namens Klang, was freilich außer ihrem treuen, verschwiegenen Tagebuch niemand wußte oder auch nur ahnte. Hing doch im Vestibül des Schloßchens, dessen Laubgänge und Rosenkulturen jetzt hinter der weichen Schneedecke des Winters schliefen, seit dem Frühsommer neben wertvollen, dem kronprinzlichen Schloßherrn gehörigen, römischen und

modernen Gemälden auch ein Bild, das die Gräfin Giulia mit ihren beiden Kindern darstellte, das diese aus Italien mitgebracht hatte, und das für einen gewissen Kreis Potsdams und Berlins eine kleine Sensation gewesen war. Denn es war von Peter Thümen gemalt worden!

Der alte Genelli hatte triumphieren dürfen. Wer wollte nun noch etwas gegen das Talent des Teufelsjungen sagen, he? Da sah man doch, daß er nicht umsonst in Italien gewesen war! Ein Meisterstück der Farbbehandlung war das Gemälde! Und wie kühn und eigenartig das Problem der Lichtverteilung behandelt war! Also, das machte ihm sobald keiner nach, auch das nicht, ein solches Werk zu verschweigen!

Das aber war es gerade, was in das Herz der einstigen Spielgefährtin des „Teufelsjungen“ einen bitteren Stachel getrieben hatte . . .

Die Gräfin selbst, die sich bald nach ihrer Ankunft mit den Uhlenfeldern eng liiert hatte und so auch mit den Bewohnern der Jasanerie in freundschaftliche Beziehungen getreten war, hatte Annemone einst in vertraulichem Plauderton die Entstehungsgeschichte des Bildes erzählt. Wie man sich in dem kleinen, abgelegenen sizilianischen Nest getroffen hatte und wie der junge Thümen auf Einladung der Gräfin zu den Lucchesinis übergesiedelt war. Wie sein eigenwilliges und starkes Talent sie von Tag zu Tag mehr hatte staunen lassen. Und wie er dann eines Tages, ohne Abschied zu nehmen, unter Zurücklassung seiner sämtlichen Arbeiten verschwunden gewesen sei. „So recht mit der Geste eines Grandseigneurs: Behaltet den Plunder! Ich bin reich genug, um mir Ersatz dafür zu schaffen!“ — Oder vielleicht auch als ein unermäßig kostbares Geschenk gedacht, dessen Wert nur dann richtig zu ermessen ist, wenn man weiß und bedenkt, wie schwer der Geber sich von ihm getrennt haben mag? Ich kann es nicht sagen. Ihr deutschen Herzen seid schwer zu verstehen! Es war während des Karnevals in Palermo. Wir alle vier, die Kinder, er und ich selbst, hatten ein Maskenfest besucht und dabei Kostüme getragen. Der junge Thümen war auf meine Anregung hin in der Tracht eines Pagen erschienen, meines Pagen oder vielmehr der der Mona Abdelasia, — Sie wissen, des schönen Kaiserjohnes Enzio geliebte Gattin! Sollte er nun das Spiel des



Liebe im Herbst. Gemälde von Prof. Fritz Erler.
(Aus der diesjährigen Münchener Kunstausstellung im Glaspalast.)

Abends für schwerwiegenden Ernst genommen haben, und, aus Scham und Herzensverwirrung oder, was weiß ich, — ihr Deutschen seid wirklich oft unbegreiflich! — gar aus Entrüstung über soviel 'Verworfenheit' geflohen sein?"

Die schöne Frau hatte harmlos und freimütig gelacht bei ihrer Erzählung. Und warum auch nicht? Ihr, der sittenstrengen Sizilianerin, mochte der Gedanke an eine solch jung-törichte Verkennung sizilianischer Karnevalsfreiheit wohl Grund zum Lächeln geben.

Hätte sie geahnt, was ihre Erzählung im Herzen ihrer jungen Zuhörerin angerichtet hatte, — sie hätte es ebenso wenig verstanden! Halbtöne des Empfindens waren ihrem Temperament fremd. —

Als Annemone heimkam, wunderte sie sich flüchtig, daß in Vaters Arbeitszimmer noch kein Licht zu sehen war. Die Marie war fortgegangen; aber nicht zum Krämer, sondern zum Arzt.

Noch bevor sie mit diesem heimkehrte, hatte Annemone ihren Vater gefunden, — in ihrem Stübchen, das er um irgendwelcher Ursache willen noch einmal, sich mühsam vom Lager, auf das der Choleraanfall ihn geworfen, über den Gang schleppend, betreten hatte, — mit gelblich weißem, stillem Antlitz im birkenen Sessel vor dem Sekretär in sich zusammengesunken lehrend, in der kalten, verkrampften Hand den Brief aus Brüssel.

Und ein fremder, süßer Blumenduft hatte mitten im Winter schwül und fremd im Zimmer gestanden. — —

Rings in den Dörfern und Städten des Havellandes läuteten die Glocken Predigende. Auch die Türen der Bornstedter Kirche öffneten sich und die Väter strömten ins Freie. Ihnen nach folgten die letzten verströmenden Orgelklänge der Schlußliturgie und begleiteten sie noch ein Stücklein Wegs.

Unter den Kirchgängern befand sich eine in tiefe Trauer gekleidete junge Dame. Sie war allein beim Gottesdienst gewesen und ging nun auch auf dem Heimwege für sich, ohne sich einer der Familiengruppen der andern anzuschließen. Fremd am Ort konnte sie gleichwohl nicht sein, denn sie erwiderte manchen freundlichen Gruß, obschon ihre schlanke, brünette Erscheinung von den durchweg blonden, hochgewachsenen Märkern deutlich abstach.

Langsam ging sie am Obelisken von Sanssouci vorbei zum Jägertor, wo bis vor kurzem der nun auch schon in die Ewigkeit eingegangene Genelli gewohnt hatte, und weiter, durch die in Obstgärten gebettete russische Kolonie mit ihren Blockhäuschen zum Kapellenberg mit dem zwiebeltürmigen, orthodoxen Kapellchen, und, auf immer noch ansteigendem Wege, den Pfingstberg hinan, — seinem über Sand und Staub der Mark einsam in die flimmernde Mittagshitze ragendem Belvedere zu, des Kronprinzen letzter, noch unvollendeter Schloßschöpfung, nach dem Vorbild der Villa d'Este bei Tivoli erbaut.

An diesem Sommersonntag glich es einer melancholischen Ruine, die nur mehr aus steinernen Terrassentritten, offenen Galerien und Aussichtstürmchen zu bestehen schien.

Die einsame Besucherin blieb stehen und sah nachdenklich zu dem romantischen Gemäuer empor.

Ob es jemals vollendet, jemals fertig erbaut werden würde? Oder ob es ihm bestimmt war, als eine jungfräuliche Witwe unter den Schößern des Havellandes Zeugnis abzulegen von dem prinzipiellen Träumer und Schönheitsfuchser, der die Krone in schwerer Zeit trug, in einer Zeit, zu schwer für der Mäusen heitere Spiele... Noch lebte Friedrich Wilhelm III., aber er war alt. Sein Tag neigte sich, und sein Nachfolger würde sich mit einer neu heraufdämmernden Epoche der Menschheitsgeschichte auseinandersetzen haben, einer Epoche, in der die Maschine begann, das Handwerk aufzulösen, in der die Eisenbahn mehr und mehr den Postwagen überflüssig machte und das Lebenstempo veränderte, in der auch Deutschland sich anschickte, in den Wettbewerb des Welt-handels einzutreten, Presse und Parlamentarismus sich zu beachtlichen Faktoren innerhalb des politischen Getriebes auswuchsen, einer Zeit, die die Krämpfe, von denen sie vielleicht geschüttelt werden würde, vorausahnen ließ.

Annemone seufzte und stieg die wenigen, letzten Schritte, die sie zum Ziel ihrer Wanderung trennten, empor.

Durch den Torbogen hindurch sah sie grün den die Stelle des Innenhofes einnehmenden See schimmern, — das Wasserreservoir für die geplanten, großartigen Terrassenkaskaden. Mauerwerk schloß ihn ein, als rahme es eine Arena.

Sie schritt unter dem Tor hindurch und eine der großen, unter freiem Himmel liegenden Seitentritten zur offenen Galerie hinauf, die in das Turmzimmer einmündet, aus dem ein eisernes Wendeltreppchen zum Aussichtsplattform führt. Doch die herrliche Rundschau von da droben schien sie heute nicht zu reizen. Statt den engen Spiralen des Eisentreppe zu folgen, ging sie eine weitere, von niedriger Brustwehr geschützte Galerie entlang, die zwei Türme miteinander verbindet, — links die weite, trostlose Fläche des Bornstedter Feldes vor Augen, rechts die grüne Tiefe des Burgsees.

Ein Fensterflügel klappte. Anna Monika grüßte freundlich zu dem Kastellan hin. Der Alte kannte die Besucherin gut, zufrieden zog er den Graukopf wieder hinein, wie eine Schnecke ihre Fühler.

Annemone aber betrat den einzigen, bisher fertig möblierten Raum des Belvedere, das im Osturm gelegene Teezimmer.

Die Mittagssonne blühte in den gläsernen Wänden der vielen Fenster, — wie losgelöst von der Erde schien man sich hier, hoch oben über den Wipfeln der Bäume und über dem spukhaft unbeweglichen Wasserspiegel des Nixensees im Schloßhof.

Ihre Augen wanderten über die bunten Vögel der Plafondmalerei und blieben an den eingelegten Rauch- und Ziertischchen hängen, deren es mehrere im Zimmer gab.

In scheuer Liebkoßung strich sie über die kühlen, spiegelglatten Platten hin. Sie bestanden aus Basalt, von Ortschaften aus der Nähe des Besuchs hierher transportiert und von hiesigen Steinmetzen bearbeitet.

Der Stein, dessen Kälte ihr durch die Haut hindurch bis ins Blut kroch, hatte also in seiner Jugend die Lavaglutten und die Sonne des Südens brennen gespürt.

Italiens Sonne . . .!

Aus Annemones Augen fiel eine Träne. Sie zog ihr Tüchlein nicht. Niemand war ja da, der hätte sehen können, daß sie weinte!

Ganz still stand sie. Träne auf Träne rann aus den braunen Augen und tropfte auf die Hand nieder, die sich noch immer in zitternder Liebkoßung an den Stein legte. In dieser Sommerstunde und mit diesen Tränen nahm Annemone Abschied von ihrer Kinderheimat.

Sie mußte jenes anderen Abschieds vor fünf Jahren an der Gartenpforte der Jasanerie gedenken. Ihr Herz tat ihr weh. —

Nun zog auch sie hinaus in die Fremde. Weit fort, zu ihrer Mutter nach Brügge.

Was sollte sie noch hier? Der Vater tot — der heimlich Geliebte fern. Selbst die gute Marie war im Begriff, ihre junge Herrin zu verlassen. In allem Kummer der Stunde stahl sich ein Lächeln auf die Züge der Sinnenden. Wie hatte doch Mewes gesagt, — Mewes, der nach Vaters Tod zu ihr gekommen war, um die Marie anzuhalten!? „Denn wenn ich zu ihr selber gehe, sagt sie wieder nee, und denn könnte ich wahrhaftig es nicht noch mal versuchen, ohne mir ein jeßorijes Stück von Reputatschon zu verleben! Sie denkt nämlich, jnädijes Frollein, müssen Sie wissen, Sie könnten nicht ohne ihr sind un leben! — Solange, als wie der jnädijes Herr noch lebte, — schön, war da nicht nicht jenen einzuwenden. Aber nu werden doch auch Sie, jnädijes Frollein, sicher baldmöglichst in den heiligen Stand der Ehe eintreten, denn uff de Dauer is das doch nicht für Sie, so alleine mit de Marie!“ Im Eifer des Gesprächs hatte er sogar ihre Hand in seine Pranke geschlossen. „Nu weenen Sie doch man bloß nicht mehr, jnädijes Frollein! Ich kann det janich sehen, dat Se sich den Tod von den seligen Herrn Baron so mächtig zu Herzen nehmen. Sie müssen immer denken, der liebe Gott hat ihn zu sich retourjenommen. — Wer weiß, wozu et jut is...!“

Aber gut hatte der Biedere es trotzdem gemeint, — sie hatte ihn wohl verstanden. Und sie hatte denn auch richtig den Brautwerber bei Marie gemacht . . . Vorigen Sonntag war das Paar getraut worden. Nun war sie ganz allein.

Freilich hatten Prißows alles aufgeboten, sie zu halten. Annemone wußte, daß sie in Ahlenfelde immer eine Heimat haben würde.

Aber sie hatte sich entschieden, der Einladung ihrer Mutter zu folgen, die diese auf die Nachricht von des Barons plötzlichem Tode noch einmal wiederholt hatte.

Es zog sie hinaus, fort von all den Lieben, trauten Stätten, in denen ihr Herz mit schmerzlicher Liebe wurzelte . . .

Wie zu einer Flucht vor sich selber drängte es sie. —

Prihow's hatten sie gewähren lassen müssen. Nach Frih Lynngens Tod hatte schließlich die Mutter das nächste Recht an Annemone und wenn diese den dringenden Einladungen aus Belgien folgen wollte, mußte man sich dem fügen.

Übermals waren fünf Jahre vergangen.

Der Schlossherr von Charlottenhof trug als König Friedrich Wilhelm der Vierte die Krone Friedrichs des Großen, — trug sie in schwerer Zeit. Diese Zeit aber erwartete in ihm, dem nicht nur genialen, wohlwollenden Monarchen, dem Schirmherr von Wissenschaft und Kunst, dem Mäzen und Gönner der jungen, aufstrebenden Talente, sondern auch dem

Iermagazin zustrebte, blieb beim Anblick dieser Pracht stehen. „Hoflieferant der Königin“ — das freute ihn, freute ihn wirklich von Herzen! Er konnte sich denken, wie stolz der gute Papa Leuz auf diese Ehrung war!

Mit raschen Schritten trat er in den Laden ein.

Es war gerade Mittagszeit. Käufer waren Augenblicklich nicht im Laden. An dem langen Tisch, auf dem die Leinwand und die guten englischen Zeichenpapiere geschnitten wurden, stand der alte Herr selbst und bastelte an den Goldleisten eines Rahmens. Beim Eintritt des Fremden blickte er über die tiefgerutschte Brille hinweg von seiner Arbeit auf. Ein freudiger Schein des Erkennens glitt über



Elisabeth Bergner. Bildwerk von Ernesto de Fiori.

Manne, der den ausgewiesenen „Göttinger Sieben“ in seinem Staate eine Zuflucht bot, — ihr Heil und den Anbruch einer neuen „goldenen Ara“. Ganz Preußen jubelte ihm und seiner gütigen, milden Königin bei der Thronbesteigung zu.

Der alte Herr Leuz, Inhaber des „Künstlermagazins“ von Spitta & Leuz unter den Kolonnaden der Leipziger Straße, gegenüber dem Dönhofsplatz, hatte noch einen besonderen Grund, mit den Zeitläuften zufrieden zu sein, — das Firmenschild seines Ladens, in dem sämtliche Bedarfsartikel für Maler und Bildhauer geführt wurden, Leinwand, Pinsel, Farben, Plastilin und Tonspachtel, trug zu beiden Seiten seines Namens das Wappen der Königin Elisabeth von Preußen zum Zeichen dafür, daß Spitta & Leuz „Hoflieferanten“ der hohen Frau waren . . .

Pohtausend! Der hochgewachsene, junge Mensch in dunkler Reisekleidung, der schräg über die Straße auf das Künst-

das gute, von tausend kleinen Fältchen zerknitterte Gesicht. Er liebte alle die jungen Künstler, die bei ihm zu kaufen — und, solange sie noch unbekannt und unberühmt waren, und manchmal sogar auch noch später, zu „pumpen“ — pflegten, wie seine leiblichen Kinder. Manch einem von ihnen hatte er auch in bezug auf die „Kunst“ den und jenen guten Rat geben können. Denn er hatte selber so ein Stückchen Maler in sich stecken, das nur nie ans Tageslicht gekommen war, und er war ein ausgezeichneter, bei aller Wohlwollenheit und aller Freiheit von persönlicher Dünkelhaftigkeit berühmt grober Kritiker. Für manches Bild, das hernach den Siegeszug durch die Kunstausstellungen aller Kontinentalhauptstädte antrat, hatte er die erste Jury abgegeben . . .

Der junge Thümen war immer sein ganz besonderer Liebling gewesen. Er hatte ihm wirklich herzlich gern damals, vor, warte mal, so an fünf, sechs Jährchen werden's schon her

sein mittlerweile, — du lieber Gott, wie doch die Zeit vergeht! — also er hatte ihm wirklich gern damals die Farben und die Leinwand und den Firnis und was er sonst noch eingehandelt hatte, „auf Kredit bis zum großen Wurf“ gegeben! Er hatte auch oft an ihn gedacht inzwischen und hatte ihm auch nicht einmal sein langes Schweigen krumm genommen.

Jetzt streckte er ihm beide Hände entgegen, die Peter freudig bewegt drückte. „Pitt!“ (Es war eine von Papa’ Leukens Eigenheiten, daß er seine besonderen Lieblinge duzte!) „Donnerwetter, hast du dich fein raus gemacht! Die preußisch schwarz-weiß Karrierten mit den militärischen Seitensteigen und der hechtgraue Zylinder à la Metternich sind wohl ‚dernjeh Krih‘!? Müßten nicht wenig gekostet haben!“

Peter nickte strahlend. „Ich will doch einem gewissen Paar kastanienbrauner Mädchenaugen gefallen! Ach, du glaubst ja nicht, wie voll mir das Herz ist! Endlich, endlich ist das Glück zu mir gekommen!“

Er unterbrach sich. „Zu dir ja auch, guter Papa Leuk! Ich gratulier’ dir auch schön zum Hoflieferanten!“

Befcheiden und doch strahlend nahm der gute Alte den Glückwunsch entgegen. „Und ich dir zum Verkauf . . . Denn das ist doch wohl zunächst die Grundlage des ‚Glücks‘? Was ist’s denn für ein Bild!? Wer hat es angekauft, — ein Privatmann!?“

Pitt nickte. „Ein belgischer Sammler. Er hat es viel zu hoch bezahlt. Ich habe mich beinah geschämt, den Preis anzunehmen.“ (Also ein Geschäft unter Ausfluß des künftigen Kunsthandels! — schob der alte Kaufmann ein, der auch diese wunde Stelle im Leben seiner „lieben Kinder“ kannte.) Thümen nickte lächelnd. „Richtig. Eine zufällige Atelierbekanntschaft.“ Er seufzte ein bißchen. „Das ist der einzige Kummer dabei, daß es außer Landes gegangen ist. Ich hätte nämlich gar so gern dem bewußten Paar Augen gezeigt, was ich in den Jahren, die ich in dem holländischen Dörfchen, in dem ich endlich gelandet und hängen geblieben bin, geschaffen hab’! — Wie es heißt, — was es darstellt!? ‚Charlottenhof‘ ist sein Name und Charlottenhof stellt es dar! Das liebe, schlichte Schloßchen im Park von Sanssouci im Rosenüberflügel der Sommerzeit . . .“

Er schwieg. Dann zog er den Geldbeutel. Und soviel auch der Alte wehrte, jetzt wurde erst einmal „mit Zins und Zinseszins“ reiner Tisch gemacht.

Nachdem auch das erledigt war, hätte Pitt eigentlich gehen wollen. Aber da gerade die Mittagszeit herum und die beiden Urlauber zurückgekehrt waren, lud der alte Kaufmann Peter, „falls er nicht etwa zu stolz dazu geworden sei“, zu einem Schoppen oder einer heimatischen „Weißen mit Himbeer“ zu Lutter & Wegener ein, die ja keine Viertelstunde von dem Künstlermagazin entfernt waren.

Was blieb Pitt schon anderes übrig, als anzunehmen!? —

Der Wein versetzte ihn aus der glückseligen Stimmung in eine still-nachdenkliche . . . Alle bitteren Zweifel aus den Wanderjahren regten wieder ihre bösen, hämischen Zungen und bohrten ihm ihre Fragen ins Hirn. Annemone war ja längst aus einem Kinde eine Dame geworden, die von dem heimatlos Umgetriebenen lange, lange nichts gehört hatte . . . Wenn sie nun verlobt oder gar schon verheiratet war!? Sicher war es so!

Er zog das Sackut, um die nasse Stirn zu trocknen. Am allerliebsten hätte er dem guten Alten sein Herz ausgeschüttet, aber der war durch die geliebte „Weiße mit“ merkwürdigerweise in eine erzpessimistische Verfassung geraten und dozierte schon des längeren die sonderlich dem weiblichen Geschlecht herzlich abgünstigen, philosophischen Doktrinen des Herrn Arthur Schopenhauer, den neuerdings manche in den Himmel hoben.

Jetzt Zweifel an Annemonens treuem Ausharren zu äußern, war Pitt unmöglich. So verschluckte er Unruhe und Gram, brach aber bald auf, um (nunmehr nicht mehr mit der Chaise und dem Postschwager, sondern mit der Eisenbahn!) nach Potsdam zu fahren und der qualvollen Ungewißheit ein Ende zu machen. —

Wie stark trotz aller gegenteiligen, nur zu sehr berechtigten Befürchtungen seine Hoffnung doch immer gewesen war, erkannte er erst mit grausamer Klarheit, als sie ihm endgültig zerstört schien . . .

Er hatte das bittere Los eines nach langer Abwesenheit Rückkehrenden, der Menschen und Orte, die ihm die Erinnerung so oft in einsamen Heimwehstunden in ihrer alten Gestalt und ihren vertrauten Verhältnissen vor die Seele ge-

gaukelt hat, verändert, zerstreut, fremd — oder gar tot findet, bis zur Reize kosten müssen.

Im Kavalierrhaus der römischen Bäder wohnten Fremde, — ein niegehörter, unbekannter Name stand auf dem Hauschildchen der Fasanerie.

Genelli war tot, Alexander von Humboldt wohnte seit Jahren nicht mehr in Charlottenhof, sondern in Berlin, und seine arme, kleine Käthe, die ihm bei seiner damaligen Heimkehr die dicke Tannengirlande um die Tür gewunden hatte, fand er, ein ernstes, stilles Mädchen, als Vollzögling des Hauses Ecke der Hohenzollern- und Obeliskenstraße wieder, das jetzt „Königin-Elisabeth-Kinderheim“ hieß.

Sie hatte ihm diesmal keine Kränze winden können, die kleine Käthe, denn weder Ferdinand Prigow noch „ihr kleiner Finger“ hatten ihr die neuerliche Ankunft des Bruders verraten.

Ihr Herz aber jubelte ihm in unvermindert starker, heimlicher Neigung den Willkommensgruß entgegen, — lauter, als die Lippen, die das unverhoffte Glück jag und scheu machte. Sie war ein blühend schönes Mädchen geworden, — aber wie damals schien er es nicht zu sehen.

Er hörte nur, was sie ihm auf seine Frage nach Anna Monika antwortete . . .

Alles wie einst. Doch eines verändert: Käthes an Liebe und jäh aufflammender Eifersucht geschärfte Hellhörigkeit, die den besonderen Ton, mit dem er den Namen der einstigen Spielgefährtin aus der Fasanerie aussprach, auffing und im selben Augenblick die ihrem Herzen drohende Gefahr erkannt hatte.

Leid und trogige, verzweifelt den Kampf aufnehmende Abwehr quoll in ihr auf.

Was wollte er von Annemone, — er, der Junge aus dem Volke, von der hochgeborenen Baronesse!?

Die hatte ihn wohl lang vergessen . . . !!

Käthe Thümen glaubte, was sie wünschte. Wie sollte es auch anders sein!? Anna Monika von Lynge mochte längst verheiratet sein . . .

„Anna Monika!? Ja, — weißt du denn das nicht!? Sie ging ein halbes Jahr nach ihres Vaters Tod zu ihrer Mutter ins Ausland . . .“ Den Bruchteil einer Sekunde zögerte sie, doch Peters fiebernde Ungeduld achtete nicht darauf. Dann fuhr sie hart und knapp und mit fester Stimme fort: „Sie hat sich dort, wie man hörte, verheiratet!“

Ach, — dieses Mal verstand Frau Mariannes Tochter nur zu gut den Ausdruck auf Pitts erblaßtem Gesicht. Dieses Mal hätte sie sich nicht darüber gewundert, wenn er, der noch eben sich mit ihr geneckt, kein Auge mehr für ihre schöne Girlande gehabt hätte . . . ! —

Annemone verheiratet . . .

Er senkte die Stirn. Nun ja, — hatte er wirklich geglaubt, das Kind aus dem verschneiten Wildpark bei Charlottenhof hätte auf ihn warten müssen!? Auf ihn . . ., just auf ihn!?

Er hatte es geglaubt, felsenfest geglaubt, niemals empfand er es stärker, als in dieser schrecklichen Minute, in der er hörte, daß ihn sein Glaube betrogen hatte und in der er, um die Qual noch zu verschärfen, gleichzeitig begriff, wie unsagbar töricht und anmaßend, wie ganz und gar ungerechtfertigt seine Hoffnung gewesen — — — — —

Er war wirklich nach Paris gefahren . . .

Aber er hatte Annemone in der Bille Lumière nicht gefunden. Und dann hatte er das heimliche Suchen aufgegeben.

Lange Zeit hatte er mit Daguerre zusammen gearbeitet, dem Erfinder des Dioramas und der Daguerreotypie, durch die dieser große Zauberer mit Hilfe der Chemie das Licht selbst zum Maler machte. Die rein wissenschaftlichen Experimente in seinem Laboratorium hatten Peters zerrissenem Gemüt in dessen augenblicklicher, desolater Verfassung wohlgetan.

Allmählich verharschte die Wunde, die die Liebe seinem Herzen geschlagen hatte, ein wenig. Und er besann sich auf jenen anderen Stern, den ihm eine gütige Fee als Patentgeschenk gegeben, damit er ihm voranleuchte, ihn tröste, aufrichte und ihm tiefinnere Befriedigung, ja, Glück gebe: die Kunst.

Eine Sehnsucht, sein „Charlottenhof“ noch einmal wiederzusehen, nicht das wirkliche am Havelstrand, sondern das gemalte! — packte ihn.

Kurz entschlossen sagte er Paris Lebewohl und fuhr nach Brüssel, wohin er das Gemälde seinerzeit verkauft hatte.

(Schluß folgt.)



Das offene Fenster. Gemälde von Prof. Carl Blos
Aus der Münchener Kunstausstellung im Glaspalast



Aus der 1483 in Nürnberg bei Koberger erschienenen und mit Holzschnitten geschmückten Bibel.

Die Arche Noah. Von Dr. Paul Weiglin.

Mit zwei Abbildungen aus: „Paul Brandt, Schaffende Arbeit und bildende Kunst im Altertum und Mittelalter“ (Alfred Kröner Verlag in Leipzig).

Seit undenklichen Zeiten beschäftigt die Arche Noah die Phantasie der Völker. Wie kaum eine zweite Geschichte aus dem Alten Testament ist sie insonderheit der Kinderwelt vertraut. Alle Jahre wieder finden wir in den Spielzeugläden das Abbild des hölzernen Hauses, an dessen Schicksal vor Jahrtausenden auch unser Schicksal hing, angefüllt mit vielerlei Getier, wie es sich in ähnlicher Mannigfaltigkeit und Friedfertigkeit nur im Paradiese zusammenfand. Es gibt Bilderbücher, die sich nach Noahs Arche nennen und den ganz Kleinen auf bunten Tafeln die ersten Kenntnisse von Ochsen und Esel, Löwe und Elefant vermitteln, und aller vierzehn Tage schwimmt die Arche Noah des „Daheim“ ins Kinderzimmer, auch sie ein Abbild der kleinen Welt, in der die Jugend spielend und lernend lebt. Aber während der Märchensinn von Völkern und Kindern den mosaischen Bericht von Noahs Archenbau und wunder-

barer Rettung aus der Sündflut mit dem natürlichen Vergnügen am Seltsamen und Abenteuerlichen hinnahm, ist die Wissenschaft kritisch vorgegangen und hat sich allerlei Kopfzerbrechen gemacht. Man hat die Größe der Arche nachgerechnet und herausbekommen, daß sie den Kubikinhalt des Kölner Doms umschloß. Zwar war sie nur halb so breit und nur ein Drittel so hoch, aber länger und jedenfalls groß genug, um 7000 Tierarten Raum zu bieten. Die Arche, der „Kasten“, wie Luther sagt, war kein Schiff und brauchte es auch nicht zu sein. Sie sollte nicht fahren, sondern tragen, und daß sie das außerordentlich gut vermochte, hat ein praktischer Beweis ergeben. Im Jahre 1609 baute der holländische Mennonit Peter Jansen in Horn eine Arche genau nach den Angaben der Bibel. Sie fuhr nicht, aber sie trug ein Drittel mehr Lasten als ein Schiff von gleicher Tragkraft. Diese Hornsche Arche war freilich nur 120 Fuß lang, 20 Fuß breit und 10 Fuß hoch.

Man war nicht zufrieden, als man die Größe und die Brauchbarkeit der Arche festgestellt hatte. Gelehrte Torenen fragten mehr, als gelehrte Weise antworten konnten, und ärgerlich mußte auch die katholische Wissenschaft darauf hinweisen, man sollte sich nicht darum bekümmern, wie die Tiere in die Arche gebracht, in Frieden erhalten und ernährt worden wären oder wie es Noah und den Seinen gelungen sei, für die Reinigung des riesenhaften Tierparcs zu sorgen. Schon aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. ist uns eine vorwichtige Bemerkung des Regers Apelles erhalten. Er glaubte festgestellt zu haben, daß Noahs Arche höchstens vier Elefanten habe beherbergen können, worauf ihm der Kirchenvater Origenes erwidern konnte, er habe keine Ahnung, wie lang eine hebräische Elle wäre. Der heilige Augustinus erklärte den Zustrom der Tiere sehr natürlich: sie seien dorthin geslohen, wo ihnen Rettung zu winken schien, während andre wie beim Bau der Arche so auch hier ein überirdisches Eingreifen Gottes annahmen. Auch über die Beleuchtung der Arche, die nach Angabe der Bibel zwar drei Stockwerke, aber nur ein Fenster hatte, sowie über die Ernährung der vielen tausend Tiere hat man sich bis in die neuere Zeit Gedanken gemacht. So hat der Engländer Edward Dickinson gemeint, Noah müsse ein guter Chemiker gewesen sein, denn wahrscheinlich habe er ein ätherisches Öl zur Erzeugung sonnenhellen Lichts und ein Lebenswasser erfunden, von dem ein Tropfen ausgereicht habe, um Mensch und Tier für einen Tag zu sättigen und zu erfrischen. So gleitet die Wissenschaft wieder in das breite Strombett des Märchens,



Aus der 1523 in Wittenberg bei Lotter erschienenen und mit Holzschnitten nach Lucas Cranach d. J. geschmückten Bibel.



Aus den 1533 in Frankfurt a. M. erschienenen und mit Holzschnitten von Hans Sebald Beham geschmückten Biblischen Historien.

aus dem sie eigentlich herauszurudern gesonnen ist.

Wichtiger als diese Fragen und Antworten war für die Kirche festzustellen, ob die Arche Noah wirklich die einzige Trägerin alles Lebens aus den Schreden der Sündflut gewesen sei. Bis ins 17. Jahrhundert hinein zweifelte man nicht daran. Die Arche war nach dem schönen Brauch, der in den Ereignissen des Alten Bundes bedeutungsvolle Vorzeichen der reineren Wahrheiten des

Neuen erblickte, ein Abbild der Kirche, und wie es für den Gläubigen außerhalb der Kirche kein ewiges Leben gab, so konnte auch dem irdischen Verderben nichts entgehen, was außerhalb der rettenden Arche blieb. Die Sündflut war ein Ereignis, das die gesamte Erde ergriff. Erst als man dank den Fortschritten der Naturwissenschaft erkannte, daß unsere Erde durch viele gewaltige Katastrophen gegangen war, und als man auf Flutlagen stieß, die offensichtlich nur auf bestimmte Gegenden paßten, meldete sich der Zweifel. Vielleicht war auch die Sündflut nur ein örtlich beschränktes Ereignis? Zögernd gab die Kirche zu, daß der allgemeine Charakter der Sündflut kein Gegenstand des Glaubens sei. Trotzdem hält auch heute noch die strengere theologische Richtung daran fest, daß der Bericht der Bibel ein außerordentliches Eingreifen Gottes verbürge.

Die bildende Kunst, deren Auffassung wir in dem schönen Buch „Das Arbeitsbild in der mittelalterlichen Bibelillustration“ von Paul Brandt verfolgen können, hat immer an das Wunder geglaubt. Sie hat sich um all die mehr oder weniger spitzfindigen Erwägungen des klügelnden Verstandes nicht gekümmert, sondern die Sache ganz ähnlich angesehen wie das Kind, dem der Kasten mit Noah und einem Duzend Tieren die unendliche Mannigfaltigkeit der Welt verkörpert. Und es hat ihr Spaß gemacht, Noah und seine Söhne bei eifriger Arbeit zu zeigen. Sie hat den Ehrgeiz, genau zu sein, und sie verzichtet selbst auf engem Raum ungern darauf, von den acht Menschen, die Gott für die Rettung bestimmt hat, jemand wegzulassen. Wir sehen sie eifrig mit Beil und



Mosaik im Dom von Monreale. Um 1170.
(Aus „Brandt, Schaffende Arbeit“.)



Raffael in den Loggien des Vatikans.
(Aus „Brandt, Schaffende Arbeit“.)



Die Arche Noah. Gemälde von Ferd. v. Olivier. 1785–1841. (Berlin, Nationalgalerie.)

haus mit Walmdach. Im Norden hat man darauf geachtet, daß sie seetüchtig erschien. Man denkt gern an die Drachenschiffe der Wikinger. Auf einer englischen Miniatur arbeitet Noah mit einem riesigen Bohrer an einem richtigen Schiff, nicht an einer Arche. In einer französischen Bibel führt uns der Maler auf einen Zimmermannsplatz des Nordens. Der eine Sohn arbeitet mit dem Bohrer, der andre kalfatert. Hier wie auf andern Blättern erhebt sich die dreistöckige, nicht kasten-, sondern turmähnlich gebildete Arche auf einem Drachenschiff als seetüchtigem Unterbau. Auch über die Einteilung der Räume war sich das Mittelalter klar. Im untersten Schiffsraum sammelte sich das Kielwasser. Außer einem

gab es drei andre für wilde und zahme Tiere sowie für Menschen, ferner eine Dungablage. So im Einklang mit Augustinus und Hugo von St. Viktor, ist auch der berühmte Holzschnitt in Schedels Weltchronik zu verstehen.

Unter allen Völkern und Zonen gibt es einen Noah, von der Beringstraße im Westen bis zu den Sandwichinseln im Osten. Freilich fehlt bei den heidnischen Sagen gewöhnlich der sittliche Zug der Bibel, daß die Sündflut über die Menschen als eine Strafe hereinbricht. Dagegen ist weit verbreitet, daß sich einige wenige Bevorzugte, auch mit Tieren, in einem Kasten oder auf einem Schiff retten und auf einem hohen Berge dem Unheil entkommen. Selbst unter den Peruanern geht die Sage, daß sich acht Seelen aus der allgemeinen Flut gerettet haben. Sie senden ihre Hunde aus, um zu erforschen, ob sich die Wasser verlaufen haben; als sie nicht mehr mit nassen, sondern mit Schlammfüßen zurückkehren, kriechen sie aus ihren Berghöhlen hervor. Am meisten Ähnlichkeit mit dem Bericht der Genesis hat das babylonische Gilgameschepos. Noah heißt hier Xisuthros. Der Gott Baal verkündet ihm im Traum die große Flut und befiehlt ihm, ein großes Schiff zu bauen, in dem er sich, seine Familie und seine Tiere retten kann. Gleich Noah schickt

auch Kifuthros drei Vögel aus, um das Sinken der Wasser zu erkunden. Gleich Noah bringt er nach der Rettung ein Dankopfer dar. Zum Lohn für seine Frömmigkeit wird er unter die Götter versetzt, ein Zug, der in der jüdischen Legende seine Entsprechung findet, denn dort ist Noah ein zauberkräftiger Mann, der unter seine Söhne nicht nur die Herrschaft der Welt verteilt, sondern sie auch lehrt, sich vor bösen Geistern zu schützen.

Man braucht heute nicht mehr darüber zu streiten, ob die Genesis, ganz abgesehen von ihrem religiösen Gehalt, als geschichtliche Quelle den Vorzug vor diesen Sagen beanspruchen darf. Kein Bericht ist so klar wie der ihre, die neuesten Annahmen, die sich unter dem Namen der von Hörbiger aufgestellten Weltisolehre zusammenfassen lassen, bestätigen in wunderbarer Weise die Glaubwürdigkeit der

Bibel. Danach erlebt unsre Erde unter dem Einfluß des Mondes gewaltige klimatische Wechsel, die sich zu einer Eiszeit, zu einer Sintflut steigern. Der Urheber der in der Bibel und den Flutsagen geschilderten Katastrophe ist der Vorgänger unsres Mondes, der erst etliche Jahrzehntausende um unsre Erde schwingt und dessen Eintritt in ihr System die Flut, der Atlantis zum Opfer fiel, gewesen ist. Sein

Vorgänger hat sich der Erde immer gefährlicher genähert, bis er sich auflöste und die Sündflut hervorrief, aus der es nur für wenige Lebewesen eine Rettung gab. Auch die Auflösung unsres jetzigen Mondes und damit eine neue Sündflut steht nach dieser Lehre unsrer Erde bevor, dies freilich im Widerspruch zur Bibel, in der es heißt, Gott wolle hinfort nicht mehr schlagen alles, was da lebt, und es solle nicht aufhören Same und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht. Die neue wissenschaftliche Hypothese hofft, daß nach der Einverleibung des letzten Mondes die Erde einem neuen, viele Jahrmillionen währenden Frühling entgegengehe. Der Glaube knüpft an die rettende Arche Noah die Hoffnung, daß die Dauer menschlicher Ordnung, die im kleinen wie im großen der Trost des Menschen ist, schon jetzt eingetreten sei, so wie Gott es seinem

Auserwählten verheißend hat. Wie Christus die Menschheit vor der ewigen Verdammnis bewahrt hat, so hat sie Noah, dessen Name Ruhe und Trost bedeutet, vor dem zeitlichen Untergang bewahrt. Von ihm geht die neue und endgültige Regelung der menschlichen Verhältnisse aus, und der Regenbogen, der sich über seine Arche wölbte, war das Unterpfand des Friedens zwischen Gott und seiner Schöpfung.



Noahs Dankopfer. Gemälde von Josef Anton Koch. 1768–1839. (Berlin, Nationalgalerie.)

Die ersten geschichtlich bekannten Bewohner des Elsaßes sind die Kelten. Vom 2. Jahrhundert n. Chr. ab drängen immer heftiger über den Rhein die Germanen, bis sie etwa vom Ausgang des 4. Jahrhunderts ab als Sieger die keltisch-gallisch-romanische Bevölkerung tief in die Berge drücken und das ganze Land in Besitz nehmen. Mit den Eingewanderten verschwindet auch ihre Kultur. Germanische, alemannische Art, Sitte und Sprache zieht ein. Das vordringende Christentum trägt dem Rechnung, sieht von Romanisierungsversuchen ab. Die unternimmt später das fränkische Reich, scheitert aber damit. Das Elsaß hat seit der Teilung des Karolingerreichs sein Gesicht endgültig nach Osten gewendet.

Das Elsaß als deutscher Kulturträger. Von C. Heun.

In vielem wird das Elsaß Ursprungsland der gesamten deutschen Kultur. Hier entsteht das erste literarische Denkmal in deutscher Sprache, Otfried von Weissenburgs „Evangelienbuch“. Besonders befruchtend wirken die großen Klöster der Vogesen auf die deutsche Kultur. Sie schlagen wahrhaft Brücken über den Rhein.

Das Mönchtum als Kulturträger wird dann abgelöst durch die Blütezeit des Kaisertums und die Pracht der ritterlichen Höfe. Auf stolzen Basenhöhen türmt sich Burg neben Burg. In den Städten erstehen Kaiserpfalzen, so in Hagenau die Friedrich Rotbarts, des alemannischen Schwabensfürsten, der oft und gern im Elsaß weilte. Dann kommen die Habsburger, gleichfalls alemannischen Stammes und Herren über reiche elsässische Landstriche.

Ein Elsässer ist's, Heinrich der Gliehezäre, der mit „Reinhart Fuchs“ in bewusster Abkehr von der Nachahmung des Französischen ein deutsches Epos für den elsässischen Edelmann schreibt. Dann klingen Namen wie Reinmar der Alte von Hagenau, als Lyriker unmittelbarer Vorläufer Walters von der Vogelweide. In Straßburgs Mauern erst steht das herrlichste Epos des Mittelalters, „Tristan“ aus des Ratsschreibers Gottfried von Straßburg Feder, des würdigen Genossen Wolframs von Eschenbach.

Gottfried beeinflusst alle oberdeutschen Dichter des 13. Jahrhunderts gewaltig, so u. a. Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg, dessen Marienverherrlichung „Die Goldene Schmiede“ eine wunderbare Schönheit ausstrahlt. Jähren Anstoß erhält sie 1277 durch den Bau der Münsterfassade.

Die Bischöfe von Straßburg sind mächtig. Unter ihrer Führung erheben die Prachtbauten gotischer Kirchen zu Schlettstadt, Thann, Altkirch, Niederhaslach usw. neben der wuchtigen Mäßigkeit des romanischen Stils der alten Mönchskirchen in Rosheim usw. Aber alle überragend an Pracht und Herrlichkeit, an Kühnheit der Idee und der Föhrung seiner Linien das Münster zu Straßburg in seiner leuchtenden, warmen Schönheit. Und in der Eigenart seines Turmes wohl das grandioseste Denkmal gotischer Baukunst überhaupt. Die Straßburger Bauhütte aber wird damit zur ersten von ganz Deutschland.

Die Hochscholastik erhebt. Die Mystik löst die Scholastik ab. Danach erfährt auch das weltliche Geistesleben vorbildliche Pflege. Der Straßburger Münsterbaupfleger Eckenhard wird mit seiner Chronik der Begründer der städtischen bürgerlichen Geschichtsschreibung in Deutschland. Frik Clouener schreibt in deutscher Sprache seine „Stadt- und Reichschronik“ bis zum Jahr 1362. Sein Werk wird bis 1414 fortgeführt von Jakob Twinger von Königshofen, der damit bis weit ins 15. Jahrhundert stärksten Einfluß auf die gesamte deutsche Geschichtsschreibung übt. Und gerade Jakob Twinger von Königshofen ist es, der in seinem Werk mit ausgeprägtem nach Deutschland gerichtetem Nationalbewußtsein als Elsässer aufs nachdrücklichste die Ansprüche der französischen Könige zurückweist, die diese vom 14. Jahrhundert an immer erneut auf das linke Rheinufer zu erheben beginnen.

Der erwachende Humanismus nimmt diesen Kampf in schärfster Form auf. Der elsässische Student zieht nicht mehr wie einst nach Bologna und Paris. Er wandert nach Freiburg, Heidelberg, Erfurt und andern deutschen Universitäten. Und elsässische Studenten rufen 1441 den Westfalen Ludwig Dringenberg nach Schlettstadt. Sein Nachfolger Hofmann gehört zu den Mitbegründern des deutschen Humanismus, in dem bald das Elsaß führend wird mit Männern wie Hieronymus Gebwiler, Lapidus, Gallinarius, Ottmar Nachtgall, der das Griechische dem Unterrichtsbetrieb einfügt, dem Geographen Ringmann, vor allem aber dem Schlettstadter Jakob Wimpfeling, dem großen Schultheoretiker, der den Ehrentitel „Praeceptor Germaniae“ erhält und dessen Werke „Abriß der deutschen Geschichte“ und „Geschichte der Straßburger Bischöfe“ von unvergänglichem Wert sind.

Kunst und Wissenschaft treiben in jenen Tagen herrliche Blüten. Kanzelredner vom Rufe eines Geiler von Kaysersberg lassen ihre Stimme durch das Land und weithin über den Rhein erschallen. Der Straßburger Ratschreiber Sebastian Brant geht als Professor an die Basler Universität, schreibt dort sein berühmtes „Narrenschiff“, wirkt massenhaft Einblattdrucke mit Holzschnitten ins Land, in denen er die Mißstände seiner Zeit mit echt süddeutscher Satire und viel Humor geißelt. Thomas Wolf schreibt zur selben Zeit eine „Geschichte der Stadt Straßburg“.

In Straßburg errichtet der Mainzer Johann Gutenberg die erste Druckerei, und das Elsaß wird zum Hauptverlagsplatz unzähliger Flugschriften für und gegen Luther. Und um 1600 erscheint in Straßburg, regelmäßig wöchentlich einmal gedruckt, die erste deutsche Zeitung! Thomas Murner bringt aus dem Niederdeutschen den „Till Eulenspiegel“ an den Oberrhein und ins Elsaß. Beatus Rhenanus begründet in Schlettstadt das erste Humanistische Gymnasium, das zum Vorläufer des Protestantischen Gymnasiums in Straßburg wird. Auch verfaßt er „Drei Bücher deutscher Geschichte“. Des Kolmarers Jörg Widram Schwanksammlung „Das Rollwagenbüchlein“ ist die erste regelrechte Reiseliteratur.

Wahre Wunderwerke schafft die Malerei der Renaissance im Elsaß, wo zu Kolmar um 1470 der Ruf des Malers und Kupferstechers Martin Schongauer, dessen Eltern von Augsburg einwandern, selbst einen Albrecht Dürer herbeizuladen vermag. Hier lebt auch der prachtvolle Baldung Grien, hier entstehen auch die herrlichen Werke des Baslers Holbein des Jüngeren. Und hier wird das größte Meisterwerk dieser Epoche und diesseits der Alpen überhaupt geschaffen, die herrlichste Blüte der Malkunst, der unvergleichlich erhabene „Jenheimer Altar“, der den Ruhm eines Matthias Grünewald in unsterblichem Glanze für alle Zeiten erstrahlen läßt. Grünewald aber ist Franke.

Wenn nun auch mit dem Ausgang des 16. Jahrhunderts eine gewisse Verflachung auf fast allen Gebieten der Kunst und Wissenschaft einsetzt, wenn auch der Dreißigjährige Krieg und seine Folgen dem Lande tiefe Wunden schlagen und wenn schließlich in gerader Folge alles dessen und in Auswirkung der absoluten deutschen Ohnmacht mit dem Fall von Straßburg 1681 das Elsaß aufhört, deutsches Reichsgebiet zu sein, so leben doch die alten Beziehungen mit Deutschland unentwegt fort.

Der Straßburger Baumeister Georg Riedinger errichtet den Mainzer Kurfürsten das prächtige Pfaffenburger Schloß. Philipp Jakob Spener aus Rappoltsweiler wird zum Begründer des deutschen Pietismus. Zum ersten- und letztenmal aber entsteht der deutschen Kultur ein bedeutendes Werk aus Lothringen in den von dem Badener Jakob Moscherosch in Lothringen konzipierten, 1641 in Straßburg geschriebenen „Geschichte des Philanders von Sittewald“, einem ersten Mahnruf an die deutsche Nation zur Selbstbesinnung und zur Bekämpfung der verhängnisvollen allgemein deutschen Neigung

zur Nachahmung und Verhimmelung ausländischen Wesens. — Und diese allgemeindeutsche Marotte ist es auch, die dann während der 190jährigen Zugehörigkeit des Elsaßes zu Frankreich allmählich in manchen Kreisen, und zwar in den landadeligen und städtisch-bürgerlichen, welschem Wesen und Gehaben den Boden bereitet und Eingang verschafft. Die große Masse des Volkes aber, die landsässigen Bauern und Winzer, halten zäh an alten deutschen Sitten, Bräuchen, Gewohnheiten und mit dem ganzen Starrsinn des Alemannen besonders am elsässischen Dialekt. Doch selbst in den Wels- und Stadtbürgerkreisen gehen die Beziehungen zwischen dem Elsaß und Deutschland nicht verloren. Elsässische Studenten kommen nach wie vor zu den deutschen Universitäten, deutsche Studenten und Gelehrte ziehen nach Straßburg. 1770 läßt sich Goethe dort immatrikulieren und erkennt erlaunt den deutschen Charakter des Landes. Seine Freunde sind Elsässer: Jung-Stilling, der Straßburger Aktuar Salzmann u. a. Herder, zugleich mit Goethe in Straßburg, holt sich seine Frau aus dem weinfrohen Reichenweier. Goethes einstige Frankfurter Verlobte, Lili Schönemann, heiratet später den Baron von Türkheim, wird Straßburgerin. Der große Straßburger Jurist Koch erhält einen Ruf nach Göttingen, doch Straßburg weiß ihn sich zu erhalten. Die Kolmarer Kaufmannsdynastie der Haußmann, der unter Napoleon III. der Schöpfer der Pariser Boulevards und des gesamten Pariser Stadtbildes entstammt, kommt aus Sachsen. Dafür geht der Elsässer Hartmann nach Sachsen und wird zum Begründer der Chemnitzer Maschinengroßindustrie. Lebhaften Austausch gibt es zwischen der Geistlichkeit beider Konfessionen diesseits und jenseits des Rheins. Görres kommt ins Elsaß. In der französischen Revolution aber stellt sich die gesamte Geistlichkeit gegen Frankreich und wird zur Hüterin der deutschen Sitte und Sprache im Elsaß. Der Straßburger Wurmser tritt aus dem französischen Heer und setzt sich als österreichischer Heerführer in den Revolutionskriegen mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit für die Befreiung seines geliebten Heimatlandes von Frankreich ein.

Nur langsam geht der Wiederanschluß an Deutschland vor sich. Norddeutsche Art ist zu steif, zu distanzierend. Mancherlei haben die 190 Jahre französischer Staatszugehörigkeit auch verändert. In vielem ist Deutschland zu scharf, in vielem wieder zu laß. Aber allmählich bricht das deutsche Wesen sich doch wieder Bahn. Die Beziehungen werden enger, fester, nehmen greifbare Gestalt an. Das Elsaß wächst wieder in Deutschland hinein. Machtvoll flutet das Leben über den Rhein hinüber und herüber.

Da kommt der Weltkrieg. Raft über das Land. Entwindet wieder die wertvollste Perle der Krone Deutschlands. Wieder versucht Frankreich die Zerstörung alles Deutschen im Elsaß. Verbissen. Mit rasendem Eifer. Und wieder erwacht das Bewußtsein des alemannischen Elsaß für seine germanische Abkunft und erzeugt Widerstand, wie ihn sich Frankreich nie hat träumen lassen.

Romische Hühner. Humoreste von Georg Enders.

Eine Truthenne hatte uns in aller Unschuld einundzwanzig muntere Dingerchen ausgebrütet. Aus Eiern der gewöhnlichsten Sorte, die wir der dummen Pute untergeschoben. Einundzwanzig Federbälle. Kanariengelbe. Rostbraune. Gesprenkelte. Mit Augen wie Knöpfe. Blank. Kugelig. Nur daß ein Knopf nicht diese bewußte Frechheit und Neugierde besitzt.

Von solchem frisch in die Welt gesprungenen Viehzeug geht eine unbändig ansteckende Jugendlust aus. Man fühlt ordentlich wieder die Eierschalen am eigenen Kopf. Wenn daher andere Leute zu reisen anfangen, ging ich für ein paar Wochen täglich um die Hausede auf unseren Hof und sah dem Rudel Rücken zu. Meine Beschäftigung war vielleicht nicht geistvoll. Auch kaum sonderlich nützlich. Mir genügte sie jedenfalls. Ich hätte es wer weiß wie lange so ausgehalten.

Aber da kam der liebe Gast. Jeder, der auf dem Lande wohnt, kennt ihn. Er ist entweder ein Verwandter oder ein Freund. Meistens ein älterer Jahrgang. Wobei er natürlich ebensogut männlichen wie weiblichen Geschlechtes sein kann. Unter allen Umständen aber ist er in der Stadt zu Hause. Von dort kommt er jedes Jahr zu uns. Mit dem Steinpflaster an den Sohlen stolpern sie über die einfachsten Erscheinungen des ländlichen Lebens und Webens. Ohne jemals die heißame Erschütterung eines vollendeten Sturzes von ihrer Höhe zu erfahren. Weil sich das ganze Gewicht ihrer Persönlichkeit in das Steinpflaster ergossen zu haben scheint, sind sie eine Art Stehaufmännchen. So wackeln sie durchs Feld und Wald und Wiese. Immer wieder in das Gleichgewicht gebracht durch das Gefühl ihrer unerlöschten

lichen Überlegenheit. Es können die trefflichsten Menschen sein, nur den kleinen Fehler ihres städtischen Steinpflasters können sie nicht abstreifen.

Als ich mit meinen Hühnern gelegentlich der bevorstehenden Ankunft unseres lieben Gastes über die Sache sprach, lachten sie. Besonders die Hähnchen, denen der Ramm schon gewaltig schwoll. Und dann war er da, der liebe Gast. Und bald saß ich neben ihm auf der Mauerkante des Zaunes. Mitten in der prallen Sonne. Die Hühner ruhten regungslos in den Löchern, die sie sich vorher ausgebadet hatten. Nur von dem Hühnerhaus ging eine leichte Unruhe aus. Von der einsamen Henne, die dort geschäftig in der einen Ecke hin und her rannte. Sie scharrete. Sie pickte. Sie kratzte. Sie warf wütende Blicke auf uns, begab sich in die andere Ecke, kehrte zurück. — „Was hat denn das Tier eigentlich?“ fragte mein Nachbar endlich kopfschüttelnd.

„Einen Sonnenstich,“ wollte ich schon antworten. Aber da fiel mir noch rechtzeitig ein, daß einem der Gastfreund heilig sein soll. Deshalb erklärte ich ihm, daß nach unserer bestimmten Information die Henne im Begriff sei, ein Ei zu legen. Ihr Umherfahren käme von dem Ärger, Zuschauer zu haben. Wenn sie aus dem Drahtgeheule heraus könnte, würde sie das Ei in irgendeinen dunklen Winkel tragen. Aber gerade diese Henne habe die Angewohnheit, ihre eigenen Eier sogleich zu verzehren. Deshalb mühten wir sie jedesmal einsperren. Deshalb sei ich als Aufpasser hierhergeschickt.

Unser lieber Gast betrachtete das widerspenstige Vieh mit ausgesprochener Mißbilligung.

„Im Winter wird dieses Eierfressen wirklich eine Bedrohung für den Besitzer von Hühnern,“ berichtete ich weiter.

Die Hühner machen ein richtiges Gesellschaftsspiel daraus. Wie sie sich um die Genossin scharen, die eben legen will. Wie sie mit geduckten Köpfen und gespitzten Schnäbeln dastehen und starren. Um dann, wenn das Ei mit einem schwachen Plumps das Zeichen gibt, von allen Seiten daraufloszustürzen — Jetzt bog sich der liebe Gast zurück. Er lachte, lachte, lachte. „Glänzend!“ rief er einmal über das andere. „Glänzend!“ Er konnte sich gar nicht mehr beruhigen.

Dem Huhn in der Stalle blieb vor Entsetzen das Ei stecken. Mir selber wurde recht beklommen. Endlich begriff ich. Er hielt dies für eine der besten Geschichten, die ich jemals erfunden hatte. Ich verank in tiefes Nachsinnen über die Widersprüche in manchen menschlichen Seelen. Natürlich legte das Huhn inzwischen sein Ei und fraß es. Es war der leibgewordene Hohn auf alles unzeitige Denken.

Schon beim Kaffee rächte ich die beiden Niederlagen. Wir tranken ihn im Schatten der Hauswand. Man konnte von dort aus behaglich auf das graue Band der Wald-Landstraße vor dem Gartengitter und auf die nach dem Dorf zu sanft abfallenden Wiesen herabsehen. Die alten, niedrigen Bauernhäuser atmeten die Ruhe des halben Nachmittags. Bis untermittelt aus der Tür des höhergelegenen Häuschens eine Frau herausfuhr. Sie eilte mitten durch das saftige Grün nach dem Schuppen des benachbarten Anwesens. Jetzt wehten auch dort ein paar Röcke. Beide Gestalten verschwanden hinter einem großen Holzstoß. Ein wildes Geschrei erhob sich. Endlich tauchte die Bäuerin von oben wieder mitten in der Wiese auf. Unter dem Arm preßte sie ein Huhn an sich. Die Nachbarin folgte ihr einige Schritte. Es gab noch ein kurzes Hin und Her. Dann ließen sie voneinander ab.

„Was war denn das?“ fragte unser lieber Gast.

„Eine anschauliche Ergänzung meines Vortrages von heute mittag,“ hätte ich schlicht entgegnen können. „Das Huhn der einen Frau liebt es, seine Eier in den Schuppen der anderen zu vertragen.“ Eben tat ich den Mund auf, da besann ich mich und sprach ruhig also: „Das ist eine höchst verzwickte Geschichte. Der Michel, dessen Frau eben mit dem Huhn nach Hause gelaufen ist, hat doch keinen eingezäunten Hofraum. Natürlich sind seine Hühner immer in den Wiesen. Nachher das niedergetretene Gras zu schneiden, ist aber ein saures Stück Arbeit. Deshalb hat nun sein Nachbar da unten — der Schrott — dem der größte Teil der Wiesen drüben gehört, den Vorschlag gemacht, daß er die Hühner vom

Michel ein paar Wochen mit seinen zusammen bei sich in den Grasparden sperren will. Damit wegen der Eier kein Streit entsteht, hat ihnen ein alter Mann, der mit Tieren umzugehen weiß, Gummibuchstaben unter den Schwänzen befestigen müssen. Ein M bei denen vom Michel, bei den andern ein S. Ein Ei ist nämlich nicht einfach so hingelegt. Das Huhn muß schon einen Druck ausüben, damit es zum Vorschein kommt. Durch denselben Druck werden hier nun auch die Buchstaben gegen die Schale der herausleitenden Eier gepreßt. Auf diese Weise zeichnen sie sich von selbst. Natürlich müssen die Buchstaben jeden Morgen frisch mit Stempelfarbe gestrichen werden. Trotzdem schimpfen die Michels täglich, daß fast alle Eier mit S gezeichnet. Der Schott behauptet, das läge an der Kasse. — Ich bin selber neugierig, wie die Geschichte noch ausgeht.“

Unser lieber Gast sah mich scharf an. Er hatte vom Mittag her noch einen gewissen Verdacht gegen mich.

Am nächsten Morgen sah ich unsern lieben Gast draußen in der jungen Sonne stehen. Alle Hühner von Schott und Michel um sich versammelt. Er fütterte sie mit Brotkrumen. Von Zeit zu Zeit bückte er sich rasch. Augenscheinlich versuchte er, einen Blick auf die rückwärtige Unterseite der Geflügelnden zu erhaschen. Sie nahmen es aber sehr ungnädig auf. Wenigstens fuhren sie jedesmal mit großem Gefreisch auseinander. Eine Weile betrachtete ich das Schauspiel aufmerksam. Dann piffte ich meinem Hunde. Weil ich dachte, es könnte gut sein, — wenn ich eine einsame Tageswanderung unternehmen würde.

Es war eine schwere Buße, die ich mir damit auferlegte. Sonst machten wir unsere Spaziergänge gemeinsam. Er hatte etwas an sich . . . Das war sein Haaröl. In geschlossenen Räumen wirkte es fast zu stark. Aber es war das prachtvollste Haaröl, um mit ihm durch Feld, Wald und Wiese zu gehen. Vorausgesetzt, daß man sich auf jener Seite hielt, von der der Wind auf ihn zuwehte. Dann war der Genuß vollkommen. Mücken und Fliegen aller Arten und Größen kamen stundenweit herbei und schwärmten um sein Haupt. Als ein Naturwissenschaftler, der in unserer Gegend schon lange und vergeblich auf eine bestimmte Mücke fahndete, mir sein Leid klagte, trat ich ihm für den nächsten Tag meinen Platz an der Seite unseres lieben Gastes ab. Mit dem Erfolg, daß er ihn für den Rest seines Aufenthaltes mit Beschlag belegte. — Worauf ich zu meinen Hühnern zurückkehrte.



Stets von auszen, meinst du, muß es kommen!
Durch das Fenster schaut du in die Welt. —

Und das Glück steht neben dir, beklommen,
Weil es da ist und dir nicht gefällt. f. s.

Die erste deutsche Pastorin.

Schon immer war die evangelische Pfarrfrau die echte, rechte Gehilfin des Mannes, so sehr Gehilfin, wie es in einzelnen Fällen nur die Arztfrauen sind oder sein können. Nun aber haben wir die erste deutsche Pastorin im Talar. Die erste Frau, die am Altar und auf der Kanzel steht, die das Sakrament austheilen darf. Es ist Fräulein Sophie Runert, Pastorin am Frauengefängnis zu Hamburg-Fuhlsbüttel. Hier kann sie Hirtin und Seelsorgerin im wahrsten Sinne des Wortes sein. Verzweifelten, verstockten, verwundeten, mühseligen und beladenen Menschen, nein, Schwesternseelen ist sie zur geistigen Führerin geworden, ist ihnen Ausdruck menschgewordener Güte und unerschütterlichen Glaubens an das Gute. Sie hilft und stützt, tröstet und richtet auf, sie weiß aber auch zu besänftigen, sie rüttelt an verschlossenen Pforten so lange, bis sie sich ihr austun. „So sei denn Martha, dienst und Mariasinn in Ihrer Amtstätigkeit hier immer verbunden,“ hieß es aus dem Munde eines Geistlichen zu Sophie Runerts Einführung in ihre Tätigkeit und Einsegnung in der Hamburgischen Kirche.

Wenigen wohl ist bekannt, daß Martin Luther schon weibliche Pfarrer und Prediger forderte. In einem seiner Briefe an die Christen zu Riga schreibt er wörtlich: „Ich

habe nun viel gepredigt und geschrieben, daß man in den Städten sollte gute Schulen aufrichten, damit man gelehrte Männer und Weiber aufzöge, daraus gute Pfarrer und Prediger würden.“

Im Ausland hat Sophie Runert schon eine stattliche Anzahl Amtsgenossinnen, wenn sie auch nicht alle des gleichen Glaubens mit ihr sind. Da ist Maude Royden, Englands berühmteste Predigerin, Alma White, der erste und bisher einzige weibliche Bischof (U. S. A.), Elise Pfister, die erste Pastorin in der Schweiz, Fräulein van Royen in Utrecht in Holland. Als Vikarinnen und als Pfarramtsgehilfinnen wirken auch in Deutschland schon mehrere Frauen, so in Wülheim (Ruhr), Meiningen und Jena. Gertrud Spörri ist Pfarrerin und Mitbegründerin der von Dr. Friedrich Kittelmeyer geleiteten Christengemeinschaft.

Leichter als der Mann findet die Frau die Tür zum Herzen ihrer Mitschwester, inniger ist das Verständnis, das sie entgegenbringen kann. Möge reichlicher Segen die Lebensarbeit Sophie Runerts lohnen und trösten! Sie hat ein schweres Amt auf sich genommen, ihre Gemeinde wird es ihr oft nicht leicht machen. Aber um so größeren Segen kann ihr Tun und Schaffen erwirken. G. K. S.



Photo Graubenz.

Pastorin Sophie Runert, Deutschlands erster weiblicher Prediger, angestellt am Frauengefängnis Fuhlsbüttel b. Hamburg.

Bild und Frau.

Wenn man durch städtische Geschäftsstraßen geht und die Auslagen mancher Bildergeschäfte sieht, fragt man sich unwillkürlich, ob es wirklich möglich sei, daß die Inhaber auch nur eines dieser Bilder verkaufen. Man hält das Publikum für viel zu klug und geschmackvoll, als daß man annehmen würde, diese Sachen könnten Absatz finden. Aber siehe da! Gerade diese Gemälde sind es, die den meisten Zuspruch haben, und an dem wahrhaft Guten geht die Menge vorüber!

In Schleier gehüllte, schmachtende Frauen, an Pferdeköpfe gelehnt, sind beliebte Schmuckstücke gutbürgerlicher Häuser, deren Bewohner sich bei verwundern würden, wenn man ihnen Geschmacklosigkeit vorwürfe, und gerahmte „Künstler“-Postkarten schmücken mehr Jungmädchenzimmer als Ludwig Richters heiter-klare Bilder. — Leider liegen diese Geschmackssünden im allgemeinen an der Gleichgültigkeit der Frau des Mittelstandes diesen Dingen gegenüber. Wird aber die Frau erst einmal einsehen, wie wichtig diese scheinbaren Nebensächlichkeiten im Grunde sind, so wird sie zu erreichen wissen, daß der Handel sich ihrem Geschmack anfügt.

Das stilvollste Zimmer, der teuerste Salon wirken lächerlich, wenn die Bilder schlecht sind. Lieber soll man einfache Zimmer haben und Wert auf die Bilder legen, als umgekehrt.

Aber auch nicht allein deshalb sollen wir dieses oder jenes Bild anschaffen, weil es künstlerisch einwandfrei ist, es muß auch unsern innersten Wesen entsprechen. Ein Bild, das wir nicht verstehen — mit dem wir nicht Fühlung gewinnen können — ist immer falsch, selbst wenn es an sich noch so wertvoll ist. Wie wir mit allen Dingen unseres Heims in Einklang stehen müssen, so erst recht mit den Bildern. Man darf sie nicht kaufen, um eben Bilder zu haben, sondern man muß zu jedem einzelnen erst in einem gewissen Verhältnis stehen, ehe man sich's anschafft, sonst bleibt es uns immer fremd. Kunstausstellungen und Auslagen guter Kunsthandlungen vermitteln die Bekanntschaft mit den Bildern — das andere kommt von selbst, wenn man nur die Augen öffnet und Geist und Gemüt hat.

Es ist nicht nötig, daß viele Bilder die Wände bedecken, ja, wertvolle Sachen größeren Umfanges vertragen sehr selten noch ein anderes Bild — sei es auch ebenso hervorragend — neben sich. Eines schlägt das andere, und teils davon kommt so recht zur Geltung. Ich habe vor kurzem zwei ausgezeichnete Radierungen eines bedeutenden Meisters an einer Wand gesehen, die, trotzdem beide vorzüglich sind, mich irgendwie enttäuschten. Als ich einige Zeit später wieder in die Wohnung kam, nahm mich der wundervoll sprechende Ausdruck des einen Bildes sofort gefangen. Woher kam das? Man hatte die beiden Bilder getrennt und jedem eine ganze Wand überlassen. Farbton des Hintergrundes und Bild müssen zusammenstimmen. Jedes Bild wirkt, je nach der Beleuchtung, anders. Dies Bild muß zum Beschauer in gleicher Höhe angebracht sein, jenes kommt nur zur Geltung, wenn es über der Wagenten, ein anderes, wenn es unter dem Blickpunkt hängt. Daß eine klassische Muttergottes nicht neben eine Schäferzene

von Watteau gehört, leuchtet ein, aber japanische Holzschnitte und eine Bauernkirmes haben auch nichts beieinander zu suchen. Leonardo da Vincis Abendmahl darf nicht von Blumenstücken flankiert sein, und ein Dürer verträgt sich nicht mit Hunde- und Pferdeköpfen im Vierfarbendruck.

Abgesehen von der Unzahl unerträglicher Reproduktionen gibt es auch solche von großer Güte, deren Hersteller es ausgezeichnet verstehen, sich ganz in das Wesen des Originals einzufühlen; die aus einer tiefen Liebe zur Kunst nicht nur vielfältigen wollen, sondern danach trachten, die empfangene Schönheit den vielen mitzuteilen und zugänglich zu machen, die materiell nicht in der Lage sind, die Originale zu sehen oder gar solche zu kaufen. Nur solche guten Wiedergaben dürfen erworben werden.

Auch über den erzieherischen Wert guter und den verderblichen Einfluß schlechter Bilder sollte man sich klar sein. Ein Kind, das nur gute Bilder sieht, wird leichter Geschmack erwerben und charakterlose und unreine Darstellungen mit Selbstverständlichkeit mißachten. Es wird den Maßstab der guten Bilder seiner Umwelt unbewußt und doch urteilsicher an alle Dinge legen, die nach und nach in den Bereich seiner Wünsche und Phantasien treten und wird Schlechtes und Wertloses zurückweisen.

Nun sei noch einiges über Rahmen gesagt. Sie sind der Bilder wegen da, nicht umgekehrt; und das beste, schönste Bild bleibt ohne Eindruck, wenn nicht der passende Rahmen darum ist. Dieser darf nicht vom Bilde ab-, sondern muß darauf hinleiten; er muß Vermittler sein zwischen Wand und Bild, soll zusammenhalten; er darf nicht aufdringlich sein, weder in Form noch in Farbe. Es ist sehr wesentlich, ob eine Leiste breit, schmal, hoch, flach, rund, halbrund, gefleht usw. ist, welche Farbe sie hat, ob glänzend oder matt. Sehr vorsichtig in der Wahl des Rahmens muß man bei Bildern von ausgesprochen kalten Farben sein. Wird dazu die falsche Umrandung gewählt, kann ein solches Bild geradezu zur Qual für den Beschauer werden, während durch einen passenden Rahmen das gleiche Bild einen eigenartigen Reiz ausübt. Auch Ovalrahmen passen nur in sehr seltenen Ausnahmen und sind mit großer Vorsicht zu genießen. In allen Fällen entscheidet das jeweilige Bild!

Es gehört Zeit, Muße und Überlegung zum Rahmenkauf, liebevolle Überlegung, die nicht erst im Geschäft beginnen darf. Man soll mit festumrissenen Wünschen zur Auswahl schreiten und innerhalb dieser Grenzen allein aussuchen. Sollte man selbst nicht mit Sicherheit wählen können, so hilft ein verständnisvoller Bekannter oder sonst ein Kenner gewiß gerne — auch der Rahmenhändler, wenn er verantwortungsbewußt ist.

Das Bild trägt in ungeahntem Maße zur Behaglichkeit und Harmonie der Wohnung bei, und die Frau ist es, die dem Haus den Stempel ihrer Persönlichkeit aufdrückt. Sie sei klug und zeige durch ihre Bilder, daß sie Geist und Innerlichkeit besitzt.

Beatrix Herbingen-North.

Wie bewahrt man im Winter das Gemüse auf?

Für die Überwinterung von Gemüse kommt bei geringen Vorräten ein trockener, luftiger und frostsicherer Keller in Betracht. Bei größeren Vorräten ein Mistbeetkasten oder an einer geschützten, trockenen Stelle des Gartens Gruben oder Mieten. Sie werden ungefähr 40 bis 50 cm tief und 1,50 m breit ausgeworfen. Die herausgeworfene Erde wird wallartig ungefähr 30 bis 40 cm hoch und 40 bis 50 cm breit um die Grube herum aufgeschüttet. Bei Frostwetter werden sie mit Laub oder Stroh bedeckt. Hat man Bretter, Latten oder dickere Stangen zur Verfügung, werden diese von Wall zu Wall über die Grube gelegt, und dann dem Frost entsprechend mit Laub oder mit halbverrottetem Pferdedung belegt. Vom Mistbeetkasten benutzt man den herausgeworfenen Dung zunächst als Umschlag um den Kasten in Breite von 25 bis 30 cm; die Höhe des Umschlages muß mit dem oberen Kastenrand abschließen. Der Rest wird als Oberdeckung auf den Kasten benutzt, nachdem er zuvor mit Brettern oder Latten zugedeckt worden ist.

Hauptbedingungen sind: Es dürfen nur gesunde, gut entwickelte Gemüse eingeschlagen oder eingebracht werden. Alle gelben Blätter und sonst beschädigte, faule Teile sind sorgfältig zu entfernen, damit keine Fäulnis eintritt. Bei Wurzelgemüßen das Kraut kurz abschneiden oder abdrehen! Während des Winters bei gelindem Wetter lüften, hierbei alle gel gewordenen Blätter und faulen Teile sauber ausputzen, alles gut rein machen, bei eintretendem Frost wieder sorgfältig zudecken.

Alle Kohllarten werden im Herbst mit ihren Strünken herausgenommen und schrägliegend bis zur Hälfte ihrer Köpfe in Gruben oder Mistbeete eingeschlagen. Für den Bedarf der ersten Wochen bringt man einen Teil in den Keller auf Stellagen. Besitzt man solche noch nicht, so baut man sich eine — 1 m breit, zwei bis drei Etagen, in Höhenabständen

von 40 bis 60 cm. Die Strünke und gelben Blätter werden entfernt und nur die tadellosen Kohlköpfe dort aufbewahrt.

Noch nicht voll entwickelten Blumenkohl nimmt man mit dem Wurzelballen heraus, schlägt ihn im Keller oder Mistbeet ein und begießt die Erde öfter; er entwickelt hier noch sehr schöne, gebrauchsfertige Köpfe.

Rosenkohl überwintert in milden Wintern in geschützten Lagen im Freien; doch empfiehlt sich bei Eintritt starker Fröste Einschlag mit Wurzelballen im Keller, Mistbeet oder in Gruben bei leichter Deckung.

Von Kohlrabi und Kohlrüben werden die Wurzelstrünke und Blätter entfernt und die Pflanzen bei geringem Vorrat im Keller, bei größeren Posten im Mistbeet oder in Gruben, gut zugedeckt, aufbewahrt.

Vom Sellerie werden beim Einwintern Ende Oktober, Anfang November alle Seitenwurzeln und Blätter entfernt. Vor allem müssen die Knollen trocken eingebracht werden. Bei größeren Posten Aufbewahrung im Mistbeet oder Gruben bei guter Bedeckung. Kleinere Posten werden im Keller reihenweise in Sand oder leichte Erde eingeschlagen, hierbei soll ein Viertel der Knolle über der Erdschicht zu stehen kommen.

Zwiebeln bewahrt man nach Abtrennen des Krautes, Entfernung dünner Blätter und abgestorbener Wurzeln in einem trockenen, vor Frost geschütztem Keller oder Raum.

Wurzelgemüse, wie Mohrrüben, rote Rüben, Rettich, Petersilie werden bei geringen Vorräten reihenweise im Keller in Sand eingeschlagen. Größere Posten werden in Gruben oder Mistbeet aufbewahrt und gut gegen Nässe und Frost geschützt. Um im Winter grüne Schnittpetersilie zu haben, pflanzt man einige Wurzeln in Töpfe oder Kisten, die fleißig begossen und warm gestellt werden. Zum Schluß sei nochmals betont, daß zur Einbringung der Gemüseernte möglichst trockenes Wetter gewählt wird.

Hans Schulz.

Wenn es regnet . . .

flüchtet alt und jung unter das schützende Dach des Schirmes. Er ist noch gar nicht sehr alt, der Regenschirm, jedenfalls bedeutend jünger als sein freundlicherer Bruder, der Sonnenschirm: erst etwa 200 Jahre. Im praktischen England benutzte ihn zuerst die Herrenwelt, aber heute gibt es schon wieder zahlreiche Männer, die diesen nützlichen Gebrauchsgegenstand als „spießbürgerlich“ ablehnen und mit einem Trenchcoat auskommen zu können glauben, selbst wenn das Regenwasser kübelweise von der Filzhutkrempe in den Nacken rinnt. Die Damen hingegen haben aus der Not eine Tugend zu machen gewußt. Griffen sie noch vor zehn Jahren höchst ungern zum Schirm, weil er den Eindruck jeder Toilette verdarb, so ist er heute ein kleines Bierstück geworden, geeignet, auch dem eleganten Straßenanzug zur willkommenen Vervollständigung zu dienen. Das macht, der moderne Regenschirm ist klein, handlich und doch zweckerfüllend und er ist farbig. Aus ist's mit den langen, schwarzen Spießen, die bei rasch aufkommendem Gewitterwind kaum zu gebrauchen waren und von denen man bei plötzlich einsetzendem Wolkenbruch erst umständlich den schlauchartigen Bezug herunterstreifen mußte. Der moderne Schirm ist halbmeterlang und in der Regel sechzehnteilig, während früher der sieben- oder achteilige, dann später der zwölfteilige Schirm gang und gäbe war. —

Der Schirm soll farblich zu dem Mantel oder dem Jackenkleid passen, das man aller Voraussicht nach gewöhnlich bei Regenwetter tragen wird. In diesem Sinne herrschen gedeckt-neutrale, also braune, marineblaue, grüne, weinrote und graue Töne vor. Ungemusterte Schirme weisen eine Bordüre in Form eines Atlasstreifens auf, die meisten Schirme sind jedoch variiert, in feinem Überfaro oder im schweren Schottenmuster. Oder aber farblich gut aufeinander abgestimmte Streifen von verschiedener Breite laufen rund um den Schirm. — Was die Griffe betrifft, so sei gesagt, daß sich der Stockgriff überlebt hat. Der Rundhaken- oder der Fallringgriff regieren die Stunde. Der Rundhakengriff hat viel für sich, er gestattet, den Schirm wieder bequem über den Arm zu hängen, wohingegen der Fallring grazios und eigenartig wirkt. Als Material kommt Naturholz, Kunsthorn und Galalith — letzteres in allen erdenklichen Farben — in Frage. Detta.



Abb. 1. Eleganter Schirm aus grauem Taft mit feinem, schwarzem Überfaro.

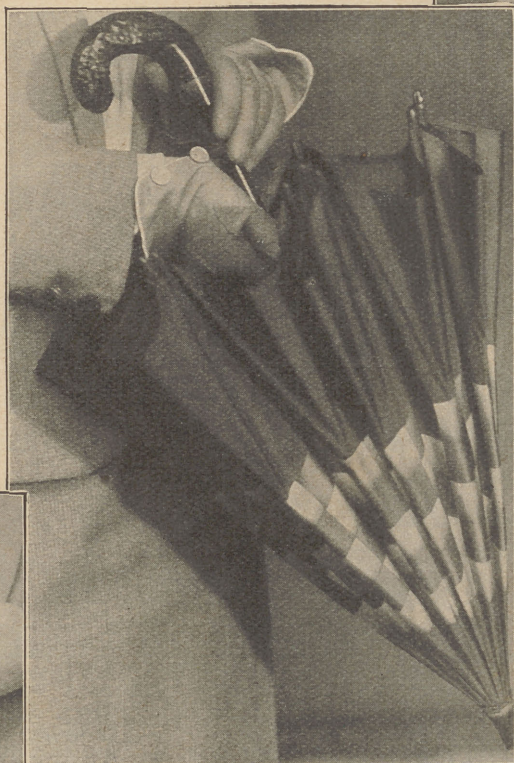


Abb. 2. Taupefarbener Schirm mit blau abschattierten Streifen und Rundhakengriff.

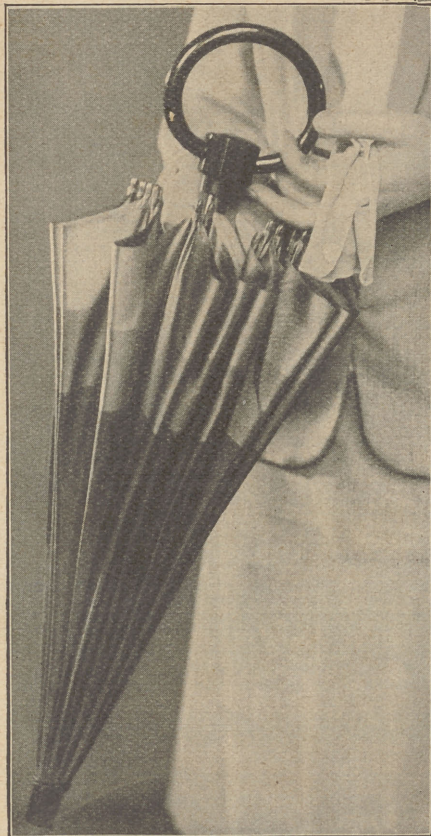


Abb. 3. Taftschirm mit gestreifter Ripstante, weinrot abschattiert. Fallringgriff aus dunkelrotem Galalith. Sämtliche Modelle: „Reif“, Berlin. Aufnahmen: G. E. Kiesel.

Worauf ist beim Einkauf einer Steppdecke zu achten?

Auf drei Dinge: Den Bezugsstoff, die Füllung und die Verarbeitung.

Um Mißverständnisse zu vermeiden, sei hier nur von der Steppdecke gesprochen. Für die Daunendecke, ihre kostbare Schwester, gelten andere Gesetze.

Der Bezugsstoff besteht aus Baumwoll-, Macco-, Kunstseide und Halbwoll (Zanella)-Geweben. Die strapazierfähigsten Qualitäten sind Macco und Zanella. Der empfindlichste Bezug wäre reine Seide, die aber durch die kräftigere Kunstseide fast vollständig verdrängt ist. Unbedingte Lichtechtheit kann von einer Steppdecke nicht gefordert werden, weil es unzweckmäßig ist, indanthrengefarbte Stoffe als Bezüge zu verarbeiten, obwohl einem in Detailgeschäften nicht selten solche echtfarbigen Decken angeboten werden. Wohl widerstehen diese indanthrengefarbten Bezugstoffe dem ausbleichenden Einfluß der Sonne, aber erfahrungsgemäß geben auf diese Art gefärbte Decken durch die

Reibung während des Gebrauchs zahlreiche unsichtbare kleine Farbpartikelchen an das Oberlinnen ab. In der Wäsche lösen sich diese auf und sprengeln das Linnen mit bunten Flecken, die — weil sie „echt“ sind — nicht mehr herausgehen.

Wer Decken haben will, die nicht verschleien, muß auf die heute so modernen leichten Töne, wie hellgrün, rosa, königsblau, violett verzichten und muß sich an die dunklen, altbewährten Farben wie bordeaux rot, fraise, altgold, lila, russischgrün halten.

Je leichter die Füllung, desto wertvoller ist sie. Reine Schafwolle stellt bei Steppdecken das kostbarste Material dar. Durch Beimischung von Baumwolle und Wollabfällen wird die Füllung immer mehr verbilligt und gleichzeitig schwerer, da dieses Altmaterial nicht die Elastizität der reinen Schafwolle besitzt. Allerdings besteht die Füllung nie aus 100 Proz. reiner Wolle, denn zwischen Stoff und Wollfüllung muß noch eine dünne Lage Baumwollwatte gelegt werden.

Die Verarbeitung spielt demgegenüber eine geringere Rolle. Es ist nicht gesagt, daß eine handgesteppte Decke besser sein muß als eine maschinengesteppte, denn die Maschine näht mit zwei Fäden, die menschliche Hand nur mit einem. Das Steppmuster hat einen gewissen Einfluß auf die Haltbarkeit, je einfacher und regelmäßiger die Decke abgesteppt ist, desto weniger kann sich die Füllung verschieben, deshalb sind die jetzt so in Mode befindlichen großen Karos durchaus zu empfehlen. Bei billigen Angeboten sollte man besonders folgende Fragen prüfen: Ist die Decke von normaler Größe, d. h. 150 × 200 cm? Ist gewaschene Füllung verwendet worden (da bei billigen Decken die Verwendung von Altmaterial diese Vorichtsmaßnahme aus hygienischen Gründen bedingt)? Ist die Decke in dem wulstförmigen Rand, der sie rundherum umgibt, nicht dicker gefüllt als innen? Bei Gebrauch ist dafür zu sorgen, daß das Überlappen ein feinfädiges Gewebe ist und so Reibung an den gefärbten Bezugsflächen vermieden wird. B. E.

Kinderkleidchen für kleinere Knaben und Mädchen kann man, wenn der Stoff sich dazu eignet, in der Art verarbeiten, daß sie auf beiden Seiten zu tragen sind. Etwas Geschicklichkeit und Überlegung gehört allerdings dazu. Eine englische Naht z. B., die auf einer Seite unbetont bleibt, kann auf der anderen durch farbige Näh- oder Häkelstiche verziert werden. Durch Abwaschen kann man auch reizvolle Wirkungen erzielen. Bei handgenähten Säumen läßt sich ebenfalls nicht unschwer allerhand herausschaffen. Die Kinder sind zum Leidwesen der Mütter nur leider gar zu oft und zu ungelegener Zeit beschmutzt. Man kann sich mit oben beschriebenen Kleidern teilweise aus größter Verlegenheit gut helfen und überhaupt etwas Wäsche sparen, indem man das Kleid eben wendet. Je verschiedenartiger das Doppelkleidchen auf beiden Seiten aussieht, desto großartiger ist die Wirkung. S. St. K.

Feststehende Deckel von Blechbüchsen, Honig- und War-meladenaläsern, die allem noch so kräftigen Ziehen und Drehen einen anscheinend unbesehbaren Widerstand entgegensetzen, lassen sich im Augenblick öffnen, wenn man ein Stück Sand- oder Schmirgelpapier darumlegt und dann erst den Deckel zu drehen beginnt. Das rauhe Sandpapier ermöglicht einen festen Griff und verhindert das Abrutschen an dem glatten Metall. S. v. K.

Wenn Möbel gereinigt worden sind, haben sie oft einen fettigen Glanz. Er kann dadurch vermieden werden, daß der Möbelpolitur etwas scharfer Essig beigegeben wurde. Essig ist eines der besten Reinigungsmittel für schmutzige Möbel. J. F. K.

Mund schließen beim Bettenmachen! Tüchtig ausschütteln soll

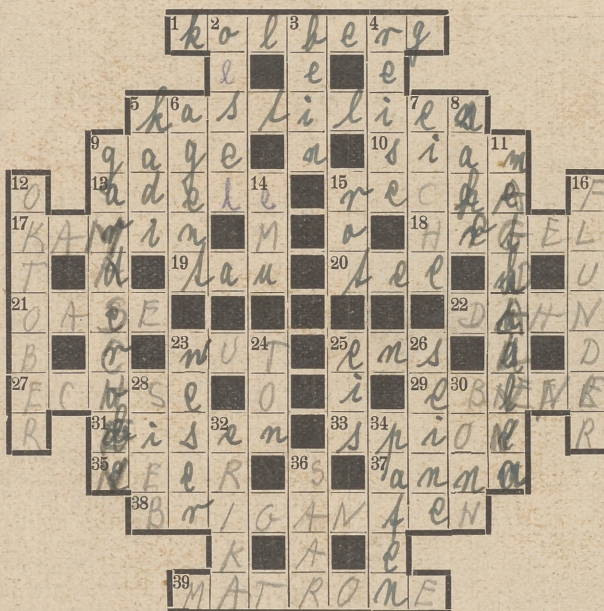
man die Betten, damit die Federn locker werden, dabei fliegen aber die Bazillen lustig in der Luft herum. Deshalb schließe man den Mund fest und bemühe sich, nur oberflächlich zu atmen, damit möglichst wenig Bazillen in die Lunge kommen. Bei ansteckenden Krankheiten ist es keine übergroße Vorsicht, wenn man sich beim Bettenausschütteln des Patienten ein Tuch vor Mund und Nase bindet. W. S.

Alte Farbe oder Lack zu entfernen. Gewöhnlich sieht man, daß Personen, die irgendeinen Gegenstand wieder lackieren oder anstreichen wollen, die Farbe oder den Lack abtragen oder mit Sandpapier entfernen. Dies ist vollständig unzweckmäßig, eine große Zeit- und Arbeitsvergeudung, da eine Tasse Soda, in einem Liter warmen Wasser aufgelöst, den alten Anstrich schnell entfernt. Man feuchtet den Gegenstand mit der Sodablösung an und bürstet dann mit einer scharfen Bürste die Farbe ab. Nachdem mit klarem Wasser nachgespült wurde, läßt man den Gegenstand trocknen und erst dann trägt man den neuen Anstrich auf. J. F. K.

Schellack für Fußböden. Ein guter und dauerhafter Schlußanstrich für Fußböden, Treppen und andere Flächen, die großer Abnutzung ausgesetzt sind, erhält man, indem man einen Schellack-Anstrich nach dem ersten Anstrich aufbringt; also vor dem gewöhnlichen Lackanstrich. Der Schellack darf mit dem Lack nicht vermischt werden, und wenn irgend etwas zum Verdünnen verwendet werden muß, nehme man Alkohol. Die widerstandsfähigen Eigenschaften des Schellack sind eine angenehme Überraschung für jeden, der seine Fußböden öfters zu streichen hat und der erzielte Glanz ist von langer Dauer. J. F. K.

Zum Nachdenken

1. Kreuzworträtsel.



Wagerecht: 1. alte Festung an der Mäe, 5. spanische Provinz, 9. Mimenlohn, 10. hinterindisches Königreich, 13. Mädchenname, 15. Person aus „Nathan der Weise“, 17. Heizerkörper, 18. deutscher Philosoph, 19. Schiffsseil, 20. Getränk, 21. Wüsteninsel, 22. deutscher Dichter, 23. heftige Gemütsbewegung, 25. westdeutsches Bad, 27. Reptil, 29. mathematischer Begriff, 31. Metall, 33. Rundschafter, 35. niederländischer Maler, 37. Mädchenname, 38. Räuber-schar, 39. weibliches Wesen. — Senkrecht: 2. Ostseeinsel, 3. Körperteil, 4. Geschäfts- oder Erholungs-fahrt, 5. türkischer Richter, 6. Geschäftsvertreter, 7. Baum, 8. Nebenfluß des Rheins, 9. Kleidungsstück, 11. biblische Person, 12. Monat, 14. Straußenart, 15. Farbe, 16. Fisch, 23. deutscher Strom, 24. Erdart, 25. Aggregatzustand des Wassers, 26. Fluß in Frankreich, 28. Küchengerät,

— mee — na — nau — ne — nel — o — ra — ra — res — se — se — si — sor — stel — ten — tes — ti — treu — tus — u — u — vier — wa — zi sind 25 Wörter von folgender Bedeutung zu bilden: 1. tierisches Bauwerk, 2. Alpenrandsee, 3. Stadt am Bodensee, 4. Wasserpflanze, 5. Schauspieler(in), 6. Zeichen der päpstlichen Würde, 7. Waffe, 8. Weißtisch, 9. Gewebe, 10. Person der griechischen Sage, 11. Stadt in Italien, 12. Alpenpflanze, 13. asiatisches Ländergebiet, 14. Musikinstrument, 15. deutscher Dichter, 16. asiatisches Land, 17. Kartäuserkloster, 18. Dichtung von Goethe, 19. biblischer Führer, 20. Mädchenname, 21. Gartenblume, 22. nordische Göttin, 23. Naturerscheinung, 24. germanischer Gott,

30. Stadt am Rhein, 32. Mädchenname, 34. Taufzeugen, 36. Nebenfluß der Mosel.

2. Silbenrätsel.

Aus den Silben: a — an — be — be — borg — char — dau — de — di — di — du — en — en — en — er — er — es — ge — gen — go — i — i — in — in — ka — kau — ke — ke — ker — ki — kla — la — la — le — lei — leuch — lin — lin — lo — lo — ma

25. Teil des Hauses. — Die ersten und die dritten Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ergeben ein Wort von Grillparzer.

3. Anagramm.

Wie begehrt ist das „Ganze“, Wenn es heiß ist nach dem Tanze. Nimm zwei Zeichen vorne fort, Bleibt ein unteilbares Wort. Aus demselben aber wird, Tausch zwei Zeichen um, ein „Sirt“. B. K. G.

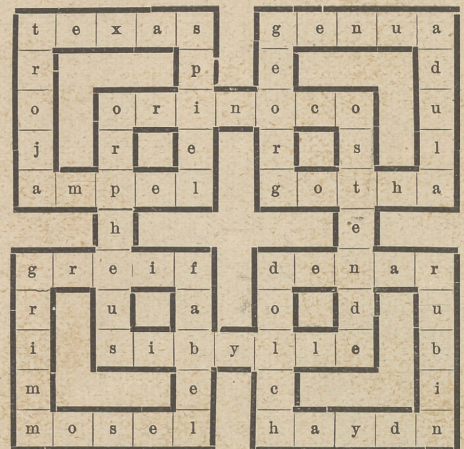
4.

Gibt einer wichtigen Erfindung Mit nur zweidrittel Lot die rechte Bindung, Ein Kleidungsstück ist's nun, von dem ihr wißt, Daß es modern und auch recht praktisch ist. u.

Auflösungen der Rätsel siehe nächste Nummer.

Auflösungen der Rätsel von Nr. 51.

1. Buchstabenrätsel:



2. Silbenrätsel: Cervantes, Luftdruck, Eichen, Mantagazza, Eigenlob, Niesische, Schachen, Sälow, Ficheltet, Eichhorn, Newied, Cabells, Außenminister, Marglieh, Oslo, Druckfehler, Eigenjinn, — Clemens Brentano: Des Knaben Wunderhorn.